



Wolfgang Kaschuba, Carolin Genz (Hg.)

Tempelhof. Das Feld

Die Stadt als Aktionsraum

Wolfgang Kaschuba, Carolin Genz (Hg.)

Tempelhof. Das Feld
Die Stadt als Aktionsraum

Herausgegeben von Wolfgang Kaschuba (V.i.S.d.P.) und Carolin Genz

Tempelhof. Das Feld
Die Stadt als Aktionsraum

Abschlusspublikation des Studienprojekts „Tempelhof. Das Feld“ im Masterstudiengang am Institut für Europäische Ethnologie der Humboldt-Universität zu Berlin, Sommersemester 2013 bis Wintersemester 2013/2014.

AutorInnen: Lara Deiniger, Elain Dorn, Miriam Graf, Larissa Halbe, Sandra Heinzel, Anna Maria Henke, Nadine Hesse, Kathrin Hildebrand, Lina Lange, Christina Leppin, Friederike Schmidt, Harry Tosch

Redaktion: Carolin Genz, Anna Maria Henke, Wolfgang Kaschuba

Rechte und Haftung: Die Arbeiten müssen nicht die Meinung der Redaktion widerspiegeln. Verantwortlich für den Inhalt sind die jeweiligen AutorInnen.

Satz und Layout: Matthias Schöbe
Druck: Helwin Sauer – Print Partner, Berlin
Printed in Germany, 2014

Institut für Europäische Ethnologie
Humboldt-Universität zu Berlin
Mohrenstraße 40-41
10117 Berlin

INHALT



Wolfgang Kaschuba, Carolin Genz DAS FELD ALS „FELD“	5
Miriam Graf KARRIEREN EINES KONFLIKTS. 100% ODER DARF'S AUCH WENIGER SEIN?	13
Nadine Hesse, Christina Leppin HIER BRÜTET DIE FELDLERCHE!	23
Larissa Halbe, Friederike Schmidt SURFEN AUF ASPHALT	35
Lara Deininger, Lina Lange GRILLEN IST KULTUR!	45
Harry Tosch MISSION IMPOSSIBLE. MINIGOLF MISSVERSTANDEN	55
Elain Dorn, Sandra Heinzel URBAN GARDENING. DURCH KAROTTEN ZUR BASISDEMOKRATIE?	63
Anna Maria Henke, Kathrin Hildebrand SCHAUPLATZ SCHILLERKIEZ. EIN KIEZ UNTER BEOBACHTUNG	73
LITERATURVERZEICHNIS	82





DAS FELD ALS „FELD“

Das ehemalige Tempelhofer Flugfeld in Berlin ist während der letzten Jahre zu einem der am meisten beachteten und diskutierten innerstädtischen Freiräume geworden – auch im internationalen Raum. Nach der Stilllegung des Flugbetriebs wird seit 2008 intensiv darüber debattiert und gestritten, ob daraus vor allem eine weitere „grüne Lunge“ Berlins werden soll oder eher ein innerstädtisches Erholungs- und Sportfeld oder doch ein soziales Wohnungsbauprojekt samt Kultureinrichtungen und Landesbibliothek – oder eben eine Mischung aus all dem. Und wenn ja, was für eine.

Zur Jahreswende 2013/2014 spitzte sich der Konflikt in deutlich verhärteten Gegenpositionen zu: auf der einen Seite verkörpert von einer für den „hundertprozentigen“ Erhalt der jetzigen Gestalt des Feldes eintretenden Bürgerinitiative, auf der anderen Seite von der Berliner Senatsverwaltung für Stadtentwicklung, die eine Mischung aus Freifläche, Wohnungsbau und Kulturstandort

vorschlägt. Nach einem erfolgreichen Bürgerbegehren stand am 25. Mai 2014 der Volksentscheid an. Der Gesetzentwurf der Bürgerinitiative „100% Tempelhofer Freiheit“ erreichte dabei eine klare Mehrheit.

Dabei ist eigentlich immer noch unklar, worum es sich bei diesem ehemaligen Flugfeld handelt. Freifläche, Park, Technikdenkmal, Naturraum, Sportfeld, historischer Ort des Nationalsozialismus wie der Berliner Luftbrücke: Die Bilder und Erinnerungen wechseln, gehen bunt durcheinander, auch gegeneinander. Und sie dokumentieren damit zugleich, wie offen und umstritten dieser Raum bislang noch in seinen stadträumlichen wie symbolischen Zuschreibungen ist. Genau dies jedoch, seine scheinbar fast grenzenlose Gestaltbarkeit und Utopiefähigkeit, macht offensichtlich seinen besonderen Reiz aus. Denn längst ist aus dem stadtgesellschaftlichen wie dem planerischen Umgang mit dem ehemaligen Flughafen ein ambitioniertes Projekt geworden, das sich

selbst und mit dem Logo „Tempelhofer Freiheit“ überaus erfolgreich vermarktet.

Mit Markt ist dabei keineswegs nur die Ökonomie im engeren Sinn gemeint, sondern vor allem auch jener soziale und kulturelle „Markt der Imaginationen“, der den Entwurf von Stadtbildern heute wesentlich und weltweit mitbestimmt. Spektakuläre Stadtprojekte mehren das „symbolische Kapital“ großer Städte, die sich damit im internationalen Konkurrenzkampf um Investitionskapital wie um Tourismus, um Migranten wie um Kreative unverwechselbare Profile und lokale Standortvorteile zu erkämpfen versuchen. Für solche stadtarchitektonischen wie stadtlandschaftlichen Projekte stehen etwa Londons Olympic Park als urbane Konsum- und Flaniermeile, Marseilles Vieux Port als maritimes Geschichtsquartier oder New Yorks High-Line-Park auf einer ehemaligen Hochbahntrasse.

In dieser Liga der Kulturmetropolen versucht Berlin heute wieder aktiv mitzuspielen. Und die Imaginationskraft dieses ebenfalls „großen“ Projekts in Tempelhof kann dabei gleich doppelt helfen. Denn einerseits wird mit der riesigen Freifläche die lebensweltliche Qualität der städtischen Bezirke „nach innen“ weiter entwickelt, andererseits sollen damit aber auch die besonderen Züge der „Marke“ Berlin „nach außen“ hin unterstrichen werden: Berlin als dramatischer Schauplatz der europäischen Geschichte des 20. Jahrhunderts, als lebendiges Zentrum sozialer und kultureller Bewegung, als Bühne urbaner Szenen und künstlerischer Initiativen, auch als eine besondere ökologische wie architektonische Stadtlandschaft.

All diese Zuschreibungen Berlins wiederum lassen sich auch passförmig auf die Geschichte und Gegenwart des Tempelhofer Feldes anwenden. So beschrieb der



Volkskundler Friedrich Naumann im Jahr 1897: „Kein größerer Gegensatz ist denkbar, als aus Berlin aufs Tempelhofer Feld zu kommen. Da ist Steppe mitten in der Kulturwelt und auf dieser Steppe ein Steppenleben, sobald die Sonne scheint. Nirgends in Deutschland bietet sich ein ähnlicher Anblick. Das Volk der Frauen und Kinder wandert aus den Steinstraßen aus und legt sich auf die Steppe. Kinderwagen, Bettstücken, Puppenwagen, Sonnenschirme, Strickstrümpfe, Lieferungsromane, Feldsessel, Bälle, Spaten, alles wandert mit. Auf der Steppe werden die Stadtkinder frei, sie haben den weiten Himmel über sich und einen weiten Blick um sich. Tausende sind es, die an schönen Tagen zwischen Rixdorf und Schöneberg auf der Erde sitzen.“ (Naumann 1897) Das Volk hatte also damals bereits den ehemaligen Exerzierplatz des preußischen Militärs in Besitz genommen.

In dieser „Steppe“ wurde dann ab 1923 mit dem Flugfeld das erste europäische Drehkreuz für den zivilen Luftverkehr geplant und ab 1934 vom nationalsozialistischen Regime auch in der heutigen Gestalt ausgebaut, wobei dieser neue Zentralflughafen durch den Kriegsausbruch allein der militärischen Nutzung vorbehalten blieb und nie Zivillflüge sah. Wohl aber sah dort, wer wollte, ein Konzentrationslager, gleich unmittelbar neben dem Flughafengebäude, in dem Zwangsarbeiter für die Industrie- und Rüstungsproduktion interniert und ausgebeutet wurden. Nach dem Krieg wurde der innerstädtische Flughafen Westberlins während der Berlin Blockade von 1949 weltberühmt als Landungsstätte der „Rosinenbomber“. Und bis zu seiner Stilllegung im Jahre 2008 blieb er so beides zugleich: Stadtflughafen und Geschichtsdenkmal.

Weit über seine historische Beschaffenheit und seine materielle Räumlichkeit hinaus ist das Tempelhofer Feld also als ein besonderer symbolischer Ort fest im Gedächtnis der

Stadt verankert. Und auf ihm scheinen sich heute zudem beispielhaft die Vielfalt und Toleranz Berlins, seine Liberalität und Kreativität, seine Internationalität und Atmosphäre zu beweisen. Auch gerade dadurch, dass die Erschließung dieses Feldes bisher betont projekthaft und prozesshaft angegangen worden ist.

Auf diese symbolische Wirkung zielt offenbar auch das Logo „Tempelhofer Freiheit“: Es soll Assoziationen auslösen sowohl an das historische Freiheitsversprechen der „Großen Stadt“ im Sinne Max Webers, als auch an die vielbeschworene heutige Berliner Freigeistigkeit. Deshalb verkörpert das Feld gegenwärtig beides: ein ganz ungewöhnliches Experimentierfeld für urbane Raumpolitiken und zivilgesellschaftliche Initiativen wie auch ein herausragendes Forschungsfeld für stadtplanerische Fantasien und kulturwissenschaftliche Perspektiven. Und diese unmittelbare Verbindung von Praxis und Theorie stößt auf hohe lokale wie internationale Resonanz.

Insofern übernimmt das Feld in der öffentlichen Wahrnehmung tatsächlich die Funktion eines „urbanen Labors“. Eines Labors, in dem sich unterschiedliche Nutzungen des öffentlichen Raumes, unterschiedliche soziale Interessen, unterschiedliche kulturelle Imaginationen und unterschiedliche soziale Akteure begegnen. Diese Akteure wiederum organisieren sich und ihre Praxen in Gruppen und Initiativen. Und sie entwickeln mit ihrer Klientel zusammen ganz unterschiedliche Wünsche und Nutzungsperspektiven, die von Fußball bis Joggen reichen, von Radfahren bis Kite-Surfen, vom Grillen bis Picknicken, von Kunstinstallationen bis Urban Gardening, von Kinderspiel bis Bräunungsstudio. Unabdingbar ist nur, dass all diese Unterschiede ihre Grenzen dort finden, wo übergreifende Regeln und Übereinkünfte eine gemeinsame Rahmen- und Raumordnung schaffen.

Dabei sind über den engeren Freizeitbereich hinaus mit Verkehrs- und Architekturprojekten, mit Wohn- und Bibliotheksbauten auch zentrale städtische Themen wie Wohnen und Gentrifizierung, Stadtplanung und Stadtwissen eingebunden. Das schafft Konfliktstoff, verhindert aber zugleich auch, dass das ehemalige Flugfeld im städtischen Diskurs lediglich auf eine freizeitgesellschaftliche Exklave reduziert wird. Die Kategorisierung als „Park“ ist für das Tempelhofer Feld daher irreführend, weil es dabei vielmehr um eine in Geschichte und Größe fast einzigartige Stadtbrache geht, die baulich wie stadtlandschaftlich ja offenbar gerade *nicht* ästhetisch re-integriert und funktional re-definiert werden soll.

Diese Situation muss natürlich auch neugierige Ethnologinnen und Ethnologen auf den Plan rufen. Wenn Freizeitstämme auf dem Feld ihre Claims abstecken, wenn Lebens- und Kleidungsstile auf der Bühne des Feldes promenieren, wenn Modemessen wie Massenpicknicks veranstaltet werden, wenn Sozialpolitik und Gentrifizierung zu verhandeln sind – dann schauen wir gerne hin und zu. Denn wir betrachten dann das Flugfeld als ein Forschungsfeld, in dem sich beobachten lässt, wie diese Großstadtgesellschaft kulturell „tickt“. Wie sie in Gestalt von ganz unterschiedlicher Gruppen und Individuen versucht, diesen großen öden Raum mit ihrem Leben zu füllen, ihn zu erkunden, zu benutzen, zu besetzen, zu beanspruchen. Welche Regeln und Ordnungen dabei entwickelt werden, wenn unterschiedliche Akteure, Nutzungsinteressen und Alltagspraxen aufeinandertreffen. Wenn also rasende Radler mit spielenden Kindern konfrontiert sind, Vogelschützer mit Grillschwaden, Stadtgärtner mit Tomatendieben, Raumkämpfer mit Senatsangestellten.

Ethnologische Feldforschung bedeutet hier zunächst, eine „Praxeographie“ des Feldes zu erstellen. Also genau zu beobachten,

zu beschreiben, zu befragen und zu analysieren, was die Menschen mit und auf dem Feld machen. Wie sie etwa mit dem Raum und seinen alten Flughafen- und neuen Freizeitstrukturen umgehen. Wie sie es mit den Vorschriften und Gebrauchsanleitungen der Feldverwaltung halten. Welchen Ausschnitt des großen Feldes sie sich aneignen, ihn zu „ihrem“ Raum machen. Wie sie dabei trotz aller hilfreichen Ordnungen und Anleitungen auch ihr „eigenes Ding“ machen, ihre eigene Idee vom Feld entwickeln.

All dem wollten wir nachgehen. Wir: zwölf Studierende und zwei Lehrende des Instituts für Europäische Ethnologie an der Humboldt-Universität, die vom April 2013 bis zum Februar 2014 gewissermaßen ihren zweiten Wohnsitz auf dem Tempelhofer Feld nahmen und es dabei ziemlich gut kennen lernten. Denn Sitzfleisch und Geduld sind zwei durchaus wesentliche Voraussetzungen für das Verstehen anderer Menschen, anderer Verhaltensmuster, anderer Lebensstile. Denn Verstehen bedeutet eben vor allem auch Zuwendung, Zuhören und Nachfragen. Also erhebliche eigene Investitionen in Zeit und Raum, um dadurch wiederum die Zeitpläne und die Raumkarten der Anderen dokumentieren und analysieren zu können – durch rücksichtsvolle Beobachtung und respektvolle Befragung, durch gemeinsames Er-Forschen statt einseitigem Be-Forschen.

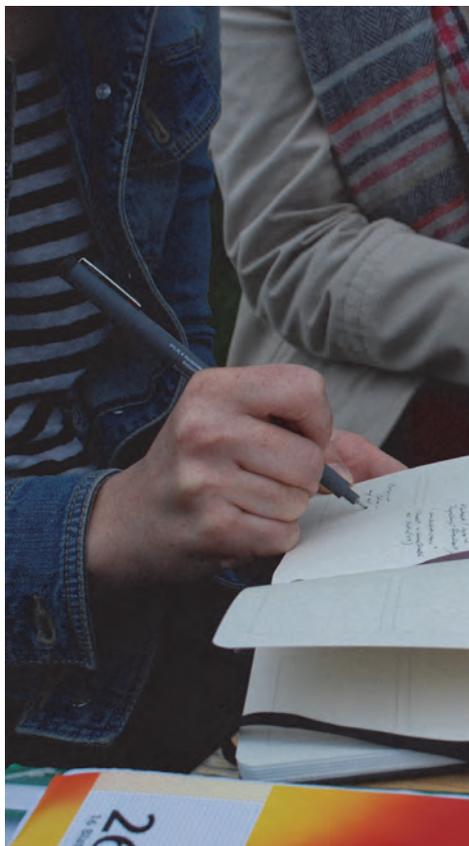
Denn auch dies lernt sich auf dem Feld sehr rasch: dass die eigenen Vorstellungen, Bilder und Rückschlüsse oft erst einmal falsch liegen. Die Gruppe, das Kopftuch, der Grill, das Rennrad verkörpert eben doch nicht immer das, wonach es zunächst für uns aussieht.

Gelingen kann in solch einem Forschungsprojekt natürlich dennoch nur eine Momentaufnahme jenes langen und komplizierten Prozesses der Aneignung sozialen Raumes durch eine Stadtgesellschaft. Eines Prozesses, den auch vielfältige Emotionen

und Irritationen begleiten. Das ist gerade im Forschungsprozess stets deutlich zu spüren gewesen. Etwa dann, wenn das zehnte Foto oder Interview eben nicht mehr gewährt wird, selbst nicht einer sympathischen Ethnologin. Oder wenn misstrauisch nachgefragt wird, was mit den Interviews oder Fotos passieren soll mit Blick auf Öffentlichkeit und Datenschutz. Oder eben auch, wenn es für beobachtende Ethnologinnen und Ethnologen gerade in städtischen Räumen besonders schwierig wird, die Balance zwischen wissenschaftlicher Beobachtungshaltung und politischem Interventionswunsch zu finden. Denn auch sie/wir sind letztlich ja Stadtbewohner, befasst mit und erfasst von der neuen urbanen Attraktivität wie von ihren wirtschaftlichen und sozialen Auswirkungen.

Dieses Schwanken zwischen wissenschaftlicher Empathie und urbanistischer Emphase blieb und bleibt immer spürbar: bei den Studierenden im Projekt wie in den Erwartungen der Akteure auf dem Feld, die uns einerseits durchaus auch als nervige Beobachter betrachten konnten, andererseits und zugleich auch als mögliche Helfer und Aktivist:innen.

Denn das Tempelhofer Feld ist letztlich eben auch ein zutiefst politisches Feld. Viele der geplanten oder begonnenen Projekte sind „von oben“ angestoßen, von der Bezirks- und Senatsverwaltung. Mindestens ebenso viele andere werden aber auch „von unten“ entworfen und vorgebracht, von nachbarschaftlichen und zivilgesellschaftlichen Initiativen. Damit geht es stets auch um politische Grundsatzzfragen der Stadtplanung und der Durchsetzung von Großprojekten, um die Erprobung dialoghafter Verfahren und partnerschaftlicher Prozesse, um die Verbindung von sozialer und digitaler Öffentlichkeit, kurz: um die Frage nach den Verschränkungen von stadtpolitischen



und zivilgesellschaftlichen Prozessen. Also auch um die Grundfrage: Wem gehört die Stadt?

Dementsprechend werden von den verschiedenen Protagonisten auch ganz unterschiedliche Repräsentationsstrategien wie Legitimationspolitiken entwickelt, bei denen „moralische“ und „symbolische“ Argumente eine ganz zentrale Rolle spielen. Wenn also Bezug genommen wird auf Kiezinteressen oder auf Kunstvorhaben, auf Wohnungsmarkt oder auf Gentrifizierung, auf Stadtökologie oder auf Stadtreinigung, dann steht dahinter keineswegs nur

WIE HALTEN WIR ES MIT...

...den „korrekten“ Endungen und Geschlechtern?

Eher pragmatisch, haben wir beschlossen, damit die Texte lesbar bleiben. Wir wechseln also hin und wieder die Endungen, Formulierungen und Geschlechter. Und meinen im Zweifelsfalle immer alle.

...den „wirklichen“ Namen und Daten der von uns Interviewten?

So, wie sie es selbst wollten: Manchmal sind die Namen also echt, manchmal anonymisiert und manchmal – vor allem bei kurzen Kontakten – sind sie uns auch einfach unbekannt geblieben.

ein breites Spektrum verschiedener Konzepte der Stadtpolitik. Vielmehr beziehen sich diese Formeln zugleich auf besondere soziale Legitimierungs- und Mobilisierungsformen, die das Feld in größere urbane Zusammenhänge und in umfassende zivilgesellschaftliche Diskussionen einbinden.

Insofern bildet das Tempelhofer Feld ein herausragendes Beispiel für jene „urbanen Raumkämpfe“, in denen heute die neue Attraktivität der innerstädtischen Räume praktiziert, erprobt und immer wieder neu ausgehandelt wird. Dabei entwickeln fast alle Prozesse jene eigene Ambivalenz spätmoderner Entwicklung, die einerseits zu einer zunehmenden „Kulturalisierung“ der Stadtlandschaft tendiert, also zur Verdichtung von kulturellen Einrichtungen, zur Betonung kultureller Lebensstile, zur Inszenierung kultureller Vielfalt. Andererseits und zugleich wird damit die „Kapitalisierung“ der Stadtlandschaft beschleunigt, die gerade diese kulturell aufgewerteten urbanen Orte und Zonen in zunehmend private Räume und Profite umzuwandeln versucht.

Zwischen diesen beiden Polen entwickeln sich auch jene Phänomene, die mit dem Begriff der „Gentrifizierung“ umschrieben werden: also die Prozesse der zunächst kulturellen, dann ökonomischen Aufwertung urbaner Orte und Räume durch ethnische wie touristische Vielfalt, durch subkulturelle wie hochkulturelle Szenen, durch exotische wie eventhafte Erlebnisformen.

Das wirkt sich überall und ganz alltäglich aus: in Getränkepreisen und bei der Kinokarte, in Miethöhen und Wohnlagen. An diesen Veränderungs- und Verdrängungsprozessen tragen in den Augen der Opfer und Kritiker der Gentrifizierung zumeist nur „die Anderen“ die Schuld: Restaurant- wie Hausbesitzer, Migranten wie Touristen, Investoren wie Stadtplaner. Tatsächlich jedoch sind daran in nicht unerheblichem Maße alle beteiligt, die städtisches Leben und städtischen Raum als „Stadtkultur“ schätzen und pflegen. Also auch die Baumscheibengärtner und die autonomen Strandbetreiber, die Clubs wie die Musiklabels, die Kiez- wie die Kunstinitiativen – und auch die Stadtforschung, die mithilft, „angesagte“ Orte und Stile zu markieren. Doch diese fatale und nicht beabsichtigte Spiralwirkung gutgemeinter „stadtbürgerlicher Praxis“ ahnen wir offenbar erst ganz allmählich.

Auch deshalb kann die „Tempelhofer Freiheit“ als symbolisches Beispiel und als kreatives Labor für kommerzielle wie nicht-kommerzielle Modelle einer „Stadrendite“ figurieren. Einer Rendite, die sich letztlich mehr in sozialen Erträgen und kulturellen Gewinnen bemisst als in Aktien und Euros. Unser Projekt und unsere Publikation jedenfalls wollen diese Perspektive nahe legen: das Tempelhofer Feld als ein materielles wie symbolisches Berliner „Common“, als ein wertvolles öffentliches Gemeinschaftsgut.

Wolfgang Kaschuba und Carolin Genz

MIN START



Red sign on a pole in the background.

Red banner with text: RUNDGÄNGLAUF 1000 Meter

hen
chen!



Ha



KARRIEREN EINES KONFLIKTS

100% oder darf's auch weniger sein?

von Miriam Graf

Eine Fläche größer als der Central Park in New York, größer als Hampsted Heath in London, größer als der Tiergarten in Berlin und so flach wie das Meer. Am Horizont der Fernsehturm. Unfassbare Leere mitten im Herzen Berlins. Wie kann/ soll diese Fläche zukünftig optimal genutzt werden? Nachdem der Betrieb im Flughafen Berlin-Tempelhof 2008 eingestellt wurde, darf die Bevölkerung nach großem Protest seit Mai 2010 das Feld als öffentlichen Park nutzen. Die Frage der Nachnutzung beschäftigt seit dem nicht nur die Berliner Öffentlichkeit. Soll das Tempelhofer Feld als Bühne einer bunten Stadtgesellschaft erhalten bleiben oder bebaut werden mit Wohnraum für eine wachsende Stadtgesellschaft? Hier stehen sich zwei kontroverse Ideen gegenüber. Nach Ansicht des Berliner Senats sollen sich auf dem Feld „die ersten Kräne bereits bis 2015 drehen“. Seine Bebauungspläne sehen auf dem Hang an der Oderstraße „Wohnquartiere“, im Süden ein „Businesscenter“

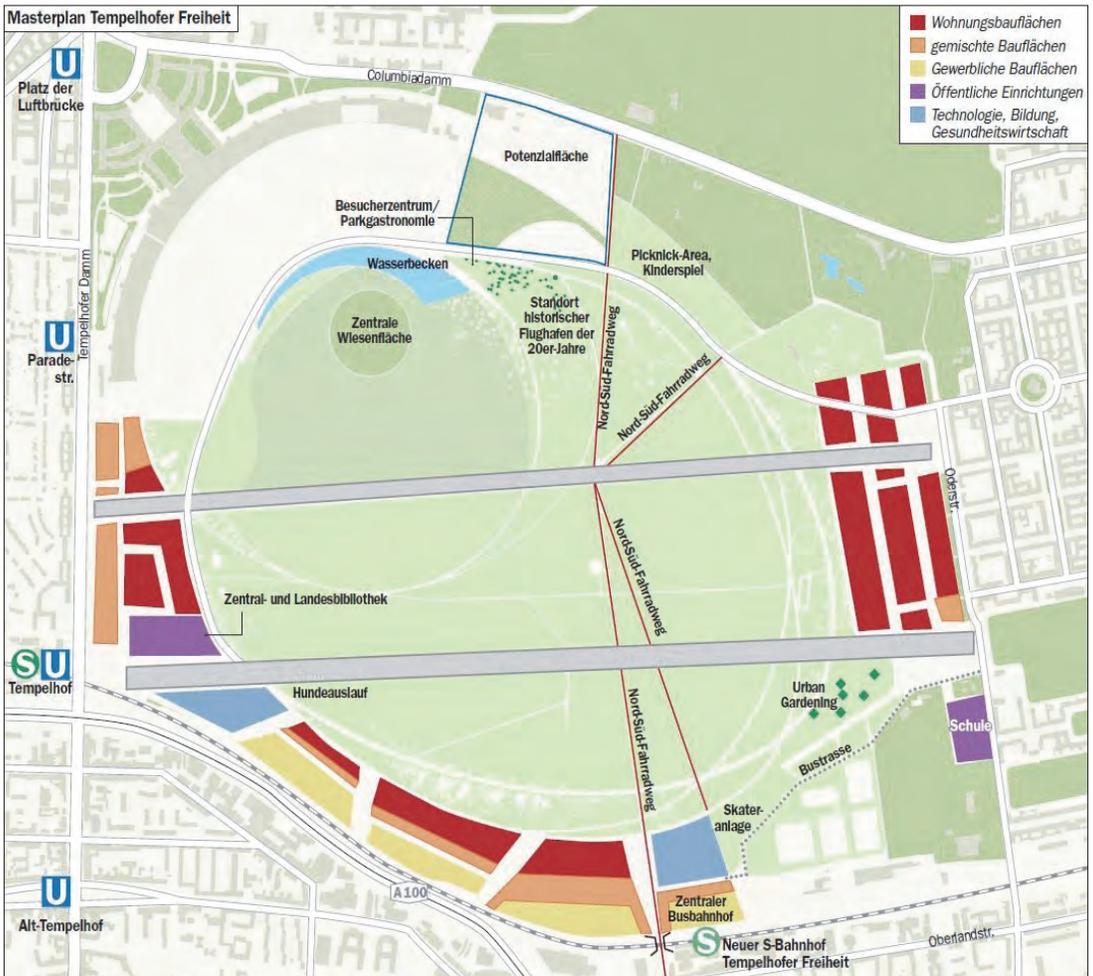
und am Tempelhofer Damm ein „Bildungsquartier“ mit einer neuen Landesbibliothek vor. Die Gegenforderung der 100% Tempelhofer Feld Initiative lautet: Erhalt des gesamten Wiesenmeers, keine Bebauung und keine Privatisierung. Diese Frage nach der Nutzung des Feldes richtet sich seit Mitte Dezember 2013 an alle Berlinerinnen und Berliner. In einem breit angelegten Bürgerbeteiligungsverfahren sind diese aufgerufen sich zu entscheiden. Bebauung ja oder nein, klingt eigentlich einfach.

Gerade sehe ich auf Facebook, dass die ersten Schätzungen zum Volksbegehren auf 233.000 Unterschriften kommen. Ein amtliches Ergebnis liegt zwar erst in zwei Wochen vor, doch das Ziel von 174.000 Unterschriften scheint erreicht. Der Volkstentscheid kommt dann zur Europawahl am 25. Mai. Sicher ist auch: Die 100% Tempelhofer Feld Initiative hat sehr erfolgreich, lange und intensiv daran gearbeitet, die Menschen

für ihr Thema zu mobilisieren. Gleichzeitig konnte sie sich als Expertin und Meinungsführerin medial positionieren. Professionalität, Engagement und eine bis ins Detail geplante PR-Kampagne bildeten die Grundlage und den Ausgangspunkt für diesen Erfolg.

Zwei Wochen später ist es amtlich: Der Kampf geht in die nächste Runde. Es wurden 185.328 gültige Unterschriften gezählt und damit 11.211 Stimmen mehr als erforderlich. Die Berliner Landesregierung

wird nun wohl noch stärker für die Pläne werben, das Tempelhofer Feld an seinen Rändern zu bebauen. Entscheiden dürfen im Frühjahr 2014 jedenfalls die Berlinerinnen und Berliner. Direkte Demokratie und echte Mitbestimmung, so wie es sich die Aktivisten der Initiative wünschen. Doch wie gelang es einer Handvoll Aktivisten ihr Thema so öffentlichkeitswirksam zu platzieren, dass der Konflikt weit über die Grenzen Berlins hinaus wahrgenommen wurde?



DIE INITIATIVE ALS KOLLEKTIVER AKTEUR

Kein sozialer Konflikt kann gesellschaftliche Anerkennung erlangen ohne das Engagement kollektiver Akteure. „Kollektiver Akteur“ bezeichnet dabei eine abgrenzbare, handelnde Personengruppe mit gemeinsamen Motiven und Zielen. Dies beschreibt der Freiburger Soziologe Michael Schetsche in seinem wissenssoziologischen Konzept zur empirischen Analyse sozialer Probleme (Schetsche 1996: 38). Innerhalb der Tempelhofer Feld Initiative sind dabei zwei Akteurstypen mit unterschiedlichen Interessen zu beobachten: zum einen aktive Betroffene, also Bewohner des Schillerkiezes oder Neuköllns, die eine massive Aufwertung und damit eine Mietsteigerung verhindern wollen, zum anderen „Advokaten“, die selbst nicht Opfer der Aufwertung sind, sich aber

aus beruflichen oder ideologischen Gründen mit den Zielen der Initiative identifizieren.

Die 100% Tempelhofer Feld Initiative ist damit eine klassische Bürgerinitiative. Sie existiert zeitlich begrenzt und als ein lockerer Zusammenschluss einzelner Bürger, die sich aus konkretem Anlass zu Wort melden. Auffallend ist dabei, dass die Initiative sehr professionell agiert und offensichtlich strategisch wohlüberlegt handelt. Dies wird nicht nur durch die gut organisierten Sammelaktionen auf Großveranstaltungen wie dem Berliner Marathon deutlich, sondern auch durch die zahllosen Interviews, die von den beiden „öffentlichen Gesichtern“, Julius Drahms und Felix Herzog, stets präzise beantwortet werden.

„Ob man wirklich sagen kann, dass es eine Strategie gibt, weiß ich nicht. Wir probieren einfach aus. Es war klar, solange das Wetter noch gut war, haben wir viel auf dem Feld sammeln können. Wir sind dabei immer mehrgleisig gefahren: Sammelstellen einrichten, Leute, die persönlich sammeln, auf Wochenmärkten beispielsweise oder an zentralen Punkten. Jetzt in der Endphase sammeln wir auch in der S-Bahn und haben über das Berliner Fenster in der U-Bahn einen Spot geschaltet. Momentan kommt alle fünf Minuten jemand mit Listen vorbei, mit zwei bis zweihundert Unterschriften. Wir haben E-Mails rumgeschickt und sind auf Facebook aktiv.“(Felix Herzog im Interview mit neukoellner.net, 13.01.2014)

BÜRGERINITIATIVEN ALS „POLITPROFIS“

Die Initiative ist zwar einerseits ein lockerer, unverbindlicher Zusammenschluss, ganz nach dem Motto: „Jeder macht so viel er kann und nur so viel er möchte!“. Schaut man sich jedoch den engen Kreis der Aktiven genauer an, lässt sich feststellen, dass eine Handvoll mit hoher Verbindlichkeit, professionell und mit großem Einsatz an den gemeinsamen Zielen arbeitet – vor allem über systematische Öffentlichkeitsarbeit.

Webseite mit Presseseite, Bildmaterial und Pressemeldungen zum Download, aktueller

Pressespiegel, Facebook-Fanseite, Twitter-Account und ein offizieller Pressesprecher, der für Anfragen gerne bereitsteht. Die Initiative bietet alles, worüber sich ein Journalistenherz freut. Alle Materialien stehen frei verfügbar und mundgerecht zubereitet auf der durchgestylten Seite mit ansprechender Corporate Identity und in den bekannten Signalfarben. Mangelnde Professionalität kann man der Webseite schon mal nicht vorwerfen. Und auch die öffentlichen Auftritte des 29-jährigen Pressesprechers, Julius Drahms, sowie die Koordination und Organisation des Teams

Es ist Mittwochnachmittag. Über die Facebook-Fanseite der 100% Tempelhofer Feld Initiative wissen wir, dass heute das erste offizielle Treffen ist. Die Sammlung und das bevorstehende Volksbegehren sollen hier geplant und organisiert werden. Es ist 17 Uhr, Café Selig, Herrfurthplatz 14. Mitten im aufblühenden Schillerkiez nur unweit vom Tempelhofer Feld. Auf dem Weg passieren wir den stadtbekanntesten Schillerburger, in dem es die besten Süßkartoffelchips gibt, ebenso wie zahlreiche

im üblichen Wohnzimmer-Stil eingerichtete kleine Bars. Vor dem Schillerburger ist eine Ansammlung von Menschen, offensichtlich Touristen. Es werden neben Englisch, Spanisch und Italienisch auch skandinavische Sprachen gesprochen, die mir fremd sind. Heute ist ein wunderbarer Frühlingstag. Die Bäume blühen und die Sonne strahlt kräftig zwischen den Häusern auf die Herrfurthstraße. Im Café Selig wurden die einzelnen Tische zu langen Tafeln zusammengestellt. Vorne

finden sich eine Leinwand und ein Beamer, an dem hektisch die letzten Änderungen in die Präsentation eingebaut werden. Nervös tippen zwei Mädchen auf das Keyboard ihres MacBook. Es befinden sich etwa 50 Personen im Saal, womit fast alle Plätze belegt sind. Die Stimmung wirkt vertraut und informell. Ich bin etwas aufgeregt, ist unser Ziel doch für den heutigen Tag eine erste Kontaktaufnahme zu den Hauptakteuren der Initiative. Wir setzen uns an einen leeren alleinstehenden

zeigen die Ernsthaftigkeit, mit der die Aktivistinnen an ihrem Ziel arbeiten. Arbeitsteilung, klare Prozesse und Verantwortlichkeiten, Strukturen wie in einem professionell organisierten Unternehmen. Hier bleibt nichts dem Zufall überlassen. Ideen werden gesammelt, Interviewanfragen besprochen und Argumente präzise formuliert. Es gibt einen Projektplan für die Zeit der Sammlung mit allen öffentlichen Auftritten, medienwirksamen Events sowie eine Liste mit „befreundeten“ Journalisten. Alles wird akribisch geführt, stets aktualisiert und mit der Gruppe geteilt. Verantwortlichkeiten werden schnell und verbindlich nach persönlichen Interessen vergeben.

Mich möchte man auch direkt einspannen. Deutlich wird aber auch mir mitgeteilt:

„Jeder macht nur so viel er möchte“. Mir fällt auf, dass von Anfang an sehr ergebnisorientiert und fokussiert gearbeitet wird. Das gemeinsame Ziel ist schnell formuliert: Meinungsführerschaft innerhalb der öffentlichen Debatte. Kommunikation und damit die schlüssige Formulierung der Argumente spielt für die Aktivistinnen eine bedeutende Rolle. Schnell wird auch ein „Finanzminister“ ernannt, der ein Spendenkonto einrichtet und die zu erwartenden Ausgaben budgetiert und im Blick behält. Außerdem gibt es eine Verantwortliche für die innere Organisation. Sie organisiert nicht nur die regelmäßigen Plenarsitzungen und Veranstaltungen, sondern sorgt auch dafür, dass immer die richtige Person zur richtigen Zeit am richtigen Ort ist.

WIDERSTAND ALS BERUF(UNG)

Viele unterschreiben das Volksbegehren, weil sie der Politik des Senats misstrauen und Einfluss auf die Entwicklung Berlins nehmen möchten. Die Initiative hat über die Medien sowie über öffentlichkeitswirksame Demonstrationen und Aktionen erfolgreich Überzeugungsarbeit geleistet. Kein Berliner soll daran vorbeikommen, sich zumindest ein Bild zu machen. In den Tagen vor dem

Ende des Begehrens sieht man im Stadtbild überall Wägelchen der 100 % Tempelhofer Feld Initiative strategisch gut platziert: Egal ob direkt am Eingang des Feldes, vor Supermärkten oder an hochfrequentierten Plätzen und U-Bahnhöfen. Sie sind nicht zu übersehen. Die Sammler und Sammlerinnen tragen stets auffällig grüne Jacken, halten ein rotes Klemmbrett in den Händen, verteilen

Tisch etwas abseits der eigentlichen Bühne, wo wir nach wenigen Minuten von Felix angesprochen werden. Zu diesem Zeitpunkt weiß ich noch nicht, wer er ist, mir fällt aber auf, dass er besonders engagiert den persönlichen Kontakt zu den Teilnehmern sucht. Er macht einen sehr ehrlichen Eindruck, wodurch er auf mich sympathisch, offen und freundlich wirkt. Gleichzeitig strahlt er eine unglaubliche Selbstsicherheit und Überzeugung aus. Er scheint fast alle im Raum persönlich zu

kennen. Nach der Präsentation, die Generelles zum Ablauf der Sammlungs-Phase erläutert, sollen sich alle einer Arbeitsgruppe zuordnen. Ich entscheide mich schnell für das Team Öffentlichkeitsarbeit – in dem auch Felix ist. Wir gehen gemeinsam auf die Außenterrasse des Cafés, wo bereits sieben Personen in einem Kreis sitzend auf uns warten. Alle stellen sich kurz vor. Ich bin skeptisch und etwas unsicher, habe ein bisschen Angst, dass mich die Teilnehmer als Forscherin enttarnen

könnten. Ich versuche möglichst unauffällig der Diskussion zu folgen und mein Interesse an der Initiative möglichst plausibel zu begründen. Mir fällt auf, dass sich die anderen Teilnehmer der AG bereits kennen. Einige aus ihrem parteipolitischen Engagement andere aus früheren Engagements wie dem Berliner Energietisch. Neben mir ist lediglich ein weiterer „Neuling“ anwesend, eine junge Frau, die links neben mir sitzt. (Feldtagebuch, 25.05.2013)

Info-Broschüren und informieren interessierte Passanten über Ziel und Sinn der Initiative. Sie erzählen immer und immer wieder, dass sie sich ein unbebautes Feld wünschen und dessen Zukunft nicht allein Politik und Verwaltung überlassen wollen. So hat sich ein breites Sammlernetzwerk entwickelt, das im ganzen Stadtgebiet unterwegs ist. Die Motivationen der Aktiven sind dabei äußerst vielseitig. Viele leben im Schillerkiez und wollen Luxuswohnungen und eine Mietsteigerung verhindern, sind über Freunde zufällig dazu gekommen oder möchten einfach nur Einfluss auf politische Entscheidungen nehmen. Viele fürchten sicher auch, dass sich durch die Bebauung des Feldes die Aufwertung der Gegend weiter beschleunigt. Schon länger steigen die Mieten im Schillerkiez und nicht nur Alteingesessene klagen darüber, dass sie es sich kaum mehr leisten könnten, hier zu wohnen. So ist der Schillerkiez nicht nur für Soziologen ein wichtiges Feld, um die vielzitierten Gentrifizierungsprozesse aus der Nähe zu beobachten.

Allen SammlerInnen gemeinsam ist jedoch die Liebe zum Feld. So geht es auch Felix Herzog, 28, Vorstandsmitglied der Initiative. Der selbsternannte Kiez-Demokrat ist ein sympathischer junger Mann. Wortgewand, humorvoll und nachdenklich. Er hat einen Bachelor in Statistik der Ludwig-Maximilians-Universität

München. Als Angehörigen der gut ausgebildeten und verdienenden Mittelschicht beschreiben ihn Begriffe wie „postmaterialistisch“ und „sozialaktiv“ ziemlich präzise. Ursprünglich aus Weilheim in Oberbayern ist er also einer der zahllosen Bayern in Berlin, wo er seit 2011 in Neukölln lebt. Felix ist ein Aktivist aus Überzeugung und mit Herzblut. Bereits in Bayern war er in der „Grünen Jugend“ aktiv, später Mitglied der SPD und Sprecher im Jugendparlament in Weilheim. Nach seiner parteipolitischen Karriere engagierte er sich eine Weile bei attac und während seiner Studienzeit in Bayern war er außerdem Mitorganisator der Bildungsstreike. Seine Arbeit in der Initiative reiht sich damit einwandfrei in seinen lückenlosen und gutbestückten Lebenslauf. Er wohnt direkt am Hermanplatz und verbringt seine Freizeit gerne auf dem Feld. Bei seinem Engagement geht es ihm in erster Linie um den Erhalt des Feldes als Raum der Begegnung aller sozialen Schichten und Kulturen. Er beschreibt es als einen Ort, auf dem ein friedliches Miteinander möglich ist, und sagt, dass er sich weiterhin uneingeschränkt auf dem Feld frei bewegen möchte. Egal ob zum Fahrrad fahren, Skaten oder einfach nur zum Picknicken mit Freunden. Deshalb möchte er, dass das Land Berlin die Stadtbewohner stärker in die Planung mit einbezieht und dass das Feld so bleibt, wie es ist. (<http://felixherzog.de/>)

„WIR SIND DIE GUTEN, DORT SIND DIE BÖSEN“

Ab 2016 sollen nach den Plänen des Senators zunächst 1.700 Wohnungen entlang des Tempelhofer Damms errichtet werden. Mindestens die Hälfte davon soll zu Mieten von sechs bis acht Euro pro Quadratmeter vergeben werden. „Es geht uns nicht um Luxusbebauung. Wir wollen Häuser bauen, in denen Normalverdiener zum Zuge kommen“, so Müller. Mit den Chefs der landeseigenen Wohnungsbaugesellschaften Degewo und der Stadt und Land sowie der Baugenossenschaft Ideal hat Müller dafür Verträge unterzeichnet. Zeitlich gestaffelt sollen später auch am Süd- und am Ostrand des Feldes neue Häuser gebaut werden. Insgesamt sollen so 4.700 Wohnungen entstehen. Eine etwa 230 Hektar große Freifläche – das entspricht etwa vier Fünfteln des Feldes. In der Mitte sollen für Erholung, Freizeit und Sport bestehen bleiben. (Berliner Morgenpost, 12.09.2013)

Die Schlagzeilen der Medien bilden die Grundlage dafür, wie die Bevölkerung Themen wahrnimmt und bewertet. Medien machen Meinung – so der Befund der Agenda-Setting Theorie. Mediale Präsenz spielt so auch für die Aktivisten der 100% Tempelhofer Feld Initiative eine entscheidende Rolle. Ziel der Initiative ist daher eine klare und zielgerichtete Kommunikation, um Aufmerksamkeit zu wecken, Vertrauen zu schaffen und Zustimmung für ihr Anliegen zu bekommen. Die Strategie: Dramatisierung, Moralisierung und Dichotomisierung – also: symbolische Überhöhung des Ja oder Nein zur Bebauung. Diese Grundsätze werden in der Kommunikation der Initiative immer befolgt und spiegeln sich in nahezu allen Argumenten wider.

Besonders erfolgreich war die Initiative darin, dem Berliner Senat zu unterstellen, er wolle das Tempelhofer Feld so schnell wie möglich erschließen und dem freien Immobilienmarkt zugänglich machen. Dies eben seien die wirklichen Absichten und sie seien falsch und unmoralisch. Diese Dichotomisierung hat dabei drei konkrete Effekte: Erstens wird alle Verantwortung auf einen konkreten Akteur übertragen. Zweitens macht sie eine Prüfung der Ereignisse im Einzelfall überflüssig. Und drittens gelingt so eine Frontbildung nach dem Motto: Wir, die Opfer und deren Verteidiger, sind auf der einen Seite, auf der anderen sind die Täter. Der Tempelhofer Feld Initiative liegt dabei auch

an der Personalisierung der Täter mit Stadtentwicklungssenator Müller im Mittelpunkt.

Die Tempelhofer Feld Initiative positioniert sich außerdem in zahllosen Pressemeldungen und Interviews, auf Podiumsdiskussionen und Großveranstaltungen als direkter Gegenspielerin des Berliner Senats. Die Visionen von Müller (SPD) werden als Worthüllen kritisiert, denen man auf keinen Fall Glauben schenken darf: „In Tempelhof gehe es für Müller und die ‚Berliner Bau-Lobby‘ um bares Geld, um private Investitionen vor öffentlichen, um Bau- und Bodenspekulation. In die Hände von Bauhain oder Grundstücksspekulanten dürften die 385 Hektar nicht fallen“, wird Felix Herzog in einem Interview zitiert. (Senator Müller im Interview mit der TAZ, 10.01.2014) Der Senat wird bei jeder Gelegenheit als „der Böse“ beschrieben, der nicht die Berliner Bürgerinnen und Bürger vertritt, sondern die Investoren ansprechen möchte, um den Berliner Haushalt zu sanieren. Ziel des Senats sei ein bis zum Jahr 2015 strukturell ausgeglichener Landeshaushalt der ohne den Verkauf der Bauflächen kaum realistisch sei.

Senator Müller betont daher bei jeder Gelegenheit, wie wichtig das Tempelhofer Feld für die Neubaupläne des Senats ist: „Das Feld ist beste innerstädtische Lage, hervorragend angeschlossen durch den öffentlichen Nahverkehr. Viele Menschen suchen



genau das.“ (Senator Müller im Interview mit der TAZ, 10.01.2014) Die Strategie des Senats lautet also: Dramatisierung. Dazu werden zahlreiche unabhängige Gutachten von Experten veröffentlicht, um die gesellschaftlichen „Kosten“ und Folgen einer Nicht-Bebauung der Feldränder zu belegen. Gegenseitige öffentliche Attacken der beiden Akteure stehen somit permanent auf der Tagesordnung der Berliner Medien.

Ansonsten ist die Senatsseite aber darauf bedacht, eher „neutrale“ Meldungen anzubieten. Ihre Pressemitteilungen berichten hauptsächlich über Konzerte und Ausstellungen auf dem Feld, auch über Informationsveranstaltungen und Diskussionen mit der Bevölkerung. Der Senat will dadurch ganz offensichtlich den Eindruck hinterlassen, die Bebauungspläne seien transparent und diskutabel.

DER KONFLIKT ALS BELEG FÜR DAS SCHEITERN HEGEMONIALER GROSSPROJEKTE?

Parallelen zwischen dem Tempelhofer Feld und dem Projekt »Stuttgart 21« scheinen naheliegend: Auch in Stuttgart hatte man sich früh festgelegt, ohne die Bürgerinnen und Bürger in den Entscheidungsprozess einzubinden. Wie dort der unterirdische Bahnhof wurde auch hier, in Berlin, die Bebauung des Feldes lange als alternativlos dargestellt, anstatt sich ernsthaft mit der Bevölkerung auseinanderzusetzen.

Doch warum ist das Feld für so viele ein faszinierender Ort, den es zu schützen gilt?

Assoziiere ich zu Beginn meiner Forschung mit dem Feld doch vielmehr Begriffe wie Tristesse und Leere. „Bei vielen Menschen habe ich das Gefühl, es geht nicht nur um’s Tempelhofer Feld, sondern um mehr. Sie wollen mitbestimmen, gefragt werden. Es gibt auch einige, die aus Protest abstimmen und es dem Senat oder Wowereit zeigen wollen.“ (*Felix Herzog im Interview mit neukoellner.net, 13.01.2014*) Auch Felix beschreibt damit, dass die individuellen Motivationen der Leute ganz unterschiedlich seien. Und Julius Dahms sagt: „Ich glaube,



durch Großprojekte wie Stuttgart 21 oder den Flughafen BER gibt es ein grundsätzliches Bedürfnis, der Politik genauer auf die Finger zu schauen und mitreden zu wollen. Die Bürger vertrauen nicht mehr blind.“ (Julius Drahms im Interview mit der Berliner Morgenpost, 29.01.2014)

Offen bleibt für mich am Ende die Frage, ob der Streitfall Tempelhof ein weiterer Beleg für das Scheitern von Top-Down Stadtentwicklungsprojekten ist und ob nicht ein generelles Umdenken der Stadtplanung

angebracht wäre. Muss man nicht die Bevölkerung frühzeitig in den Planungsprozess einbinden, um so nervenaufreibenden, langwierigen und kostenintensiven Konflikten entgegenzuwirken? Der Streitfall Tempelhof zeigt beispielhaft, dass die Bevölkerung „ihre Stadt“ aktiv mitgestalten will.







HIER BRÜTET DIE FELDLERCHE!

von Nadine Hesse und Christina Leppin

Mitten in Berlin gibt es einen ganz anderen Ort. Im Grunde nur eine öde Industriebrache – und doch vermittelt das Tempelhofer Feld das beeindruckende Gefühl von Weite und Ruhe. Von etwas, das es in dieser hektischen Stadt kaum mehr gibt. *„Es entsteht da diese Weite, gerade durch die Unbebautheit. Und das ist schon was Besonderes und das zieht mich natürlich auch an. Ich glaube jeden, jeden!“,* sagt Simon dazu in einem Interview. Die meisten Besucher, die das Feld zum ersten Mal betreten, sind wohl ähnlich überrascht von der einzigartigen Landschaft, die in den Medien gerne als „Wiesenmeer“ bezeichnet wird. Dieses schier unendliche Wiesenmeer lädt zum Verharren und Verweilen ein und bietet sozusagen „Natur pur“: Andächtig darf man hier dem Zirpen der Grillen lauschen oder dem Gesang des inzwischen wohl bekanntesten Vogels Berlins – der Feldlerche.

Während unseres ersten Besuchs wurden auch wir als Forschende mit diesem faszinierenden Eindruck einer ländlichen Idylle konfrontiert. Eine *„human-constructed wilderness“* nannte es einige Wochen später unsere Gesprächspartnerin Vivian, eine Künstlerin aus London. Und auch wir fragten uns sogar für einen Moment, ob das intensive Getriller der Feldlerchen etwa künstlich sei. *„Hört sich fast nach Tonband an“,* notiert das Feldtagebuch am 28.04.13.

Um also zu begreifen, was diese besondere „Natur“ auf dem Tempelhofer Feld auszeichnet, sprachen wir mit unterschiedlichen Besuchern und Nutzern und erhielten auf diese Weise Einblicke in die Alltage der Menschen auf dem Feld. Ob Sportler, Touristin, Erholungssuchende oder Vogelkundler: Dass Natur in die Stadt gehört, steht für sie alle außer Frage. Und so wird schnell klar, dass auch die Feldlerche darin „ihren“ Platz braucht.



EIN ANDERER ORT?

„Es sieht irgendwie so aus als (...) ja, wenn man es noch weiter lange wachsen lassen würde, würde viel mehr (...) entstehen. Auf den alten Rollfeldern von dem Weltkriegsflughafen sind schon die Bäume durch den Asphalt gewachsen (...) das ist schön.“ (Peter, Interview, 19.09.13)

In Gesprächen mit Besuchern wurde uns schnell bewusst, wie sehr ihnen das Wiesenmeer tatsächlich als ursprüngliche, fast wilde Natur erscheint. Es sei *„toll zu sehen, wie sich die Natur hier ihren Raum zurückerobert“*, sagte auch Student Marcus. Viele Visionen und Ideen sollten in diesem „freien“ Raum schon ihren Platz finden: eine neue Arche, ein 1000 Meter hoher Berg oder auch ein *„großer, wilder Zoo“*, wie ihn sich auch unser Interviewpartner Harald wünscht. Auch die Stadtverwaltung entwirft einen Masterplan, mit kleinen und großen Utopien fürs Feld.

Es ist dieses Imaginieren einer „urbanen Oase“, das das Tempelhofer Feld vom übrigen Berlin unterscheidet. Vielleicht lässt sich diese Imaginationskraft besser begreifen, wenn das Feld als ein „heterotoper“

Ort betrachtet wird. Als Ort, der sich ähnlich wie auch Museen oder Gärten vom übrigen Stadtraum optisch und ästhetisch deutlich unterscheidet, der nach eigenen Regeln funktioniert. Und der gerade durch seine Andersartigkeit eine eigene Wirklichkeit entstehen lassen kann. Der französische Philosoph Michel Foucault beschreibt mit diesem Begriff der Heterotopie solche „anderen“ Orte, die in der Lage sind, gesellschaftliche Verhältnisse aufzuzeigen und gleichzeitig zu hinterfragen, quasi als *„tatsächlich realisierte Utopien.“* (Foucault 1967: 39)

Doch eben nicht nur Menschen finden hier ihren Raum. Immer wieder wird betont, dass der ehemalige Flughafen auch wegen seiner Tier- und Pflanzenwelt erhalten bleiben muss. Hier finden offenbar Fuchs, Grasnelke, Neuntöter oder die Blauflügelige Ödlandschrecke ihren Lebensraum – und dann eben auch die mittlerweile fast berühmte Feldlerche, dieser *„seltene Vogel, der doch da brütet“* (Mariane, Interview, 20.05.13). Diese Tempelhofer Rarität müsse unbedingt geschützt werden, sonst hieße es: *„Ade liebe Feldlerche. Ade liebe andere 8 Rote-Liste Brutvogelarten.“* (tempelhoferfeldinfo.de, 11.01.14)

DIE FELDLERCHE

Der Gesang ist ihr Erkennungszeichen: rhythmisch wiederholte Triller, Stakkato-Folgen, Glissandos und Roller. Spiralförmig steigt sie in die Luft und trägt in der Höhe oft minutenlang ihr Lied vor. Dabei beobachtet sie ihr Revier: das freie Feld.

Weite, offene Wiesenlandschaften mit kniehoch wachsendem Gras bieten der Lerche auf dem Tempelhofer Feld optimale Lebens- und auch Brutbedingungen. Weil der Fluglärm sie kaum störte, fand sie noch während des Flughafenbetriebs hier einen idealen Lebensraum. Und auch die heutige Sport- und Freizeitnutzung hat nur wenige Auswirkungen auf den Bestand. Mensch und Vogel scheinen so mitten in Berlin gut miteinander auszukommen, und mit mehr als 160 Brutpaaren hat sich hier inzwischen sogar die größte Feldlerchenpopulation der Stadt ansiedeln können.

Noch vor einigen Jahrzehnten galt die Feldlerche in Europa als weit verbreitet, doch mittlerweile ist der Singvogel als gefährdete Art vermerkt und im Bestand auch weiterhin rückgängig. Zwar wird sie auch heute noch in einigen Ländern Europas gejagt, doch Arne, ein Vogelkundler, dem die Vogelwelt des Tempelhofer Feldes sehr vertraut ist, macht deutlich:

„Das Hauptproblem, warum die Feldlerche in Deutschland abnimmt, ist nicht der Mensch, der sich auf den Feldern erholt, sondern die Landwirtschaft. Die macht alles platt, die macht alles (sehr betont) platt. Das ist einer der Hauptgründe, warum die Lerchen ganz massiv zurückgehen!“ (Interview, 12.08.13)

Die veränderte Bodenbeschaffenheit, übermäßige Düngungen und der Einsatz von Pestiziden verhindern den Nestbau

bodenbrütender Vögel und führen letztlich zu ihrer Vertreibung von Äckern und Feldern. Mittlerweile wird die Feldlerche durch EU-Gesetze streng geschützt und im Falle einer Bebauung des Tempelhofer Feldes müssten Ausgleichsflächen auf den Berliner Stadtgütern in Brandenburg geschaffen werden. Ob diese Maßnahmen wirklich funktionieren würden, ist allerdings umstritten.

Angesichts der Bedrohung auf dem Lande lässt sich verstehen, weshalb die Feldlerchenpopulation auf dem Tempelhofer Feld so wichtig wird. Und auch die Parkleitung scheint um ihre Relevanz zu wissen: *„Genießen Sie den überraschenden Luxus der Weite mit dem großen Wiesenmeer mitten in Berlin und erkunden Sie den Lebensraum der besonderen Pflanzen und Tiere“* (gruen-berlin.de, 28.01.14), wirbt sie auf ihrer Homepage. Das Symbol der Feldlerche zierte zudem einen offiziellen Flyer der Tempelhofer Freiheit. Trotz aller Planungen und Vorhaben zur zukünftigen Gestaltung des Feldes kann also kaum behauptet werden, dass die Senatsverwaltung die Tier- und Pflanzenwelt ignoriert. Auch wenn aus städtebaulicher Sicht die Notwendigkeit der Bebauung zu dringlich erscheint, als dass die Freifläche in ihrer vollen Größe erhalten bleiben könnte, muss die Feldlerche durch ihren geschützten Status in allen Überlegungen eine große Rolle spielen. Quasi als *„Ureinwohner“* (Marcus, Interview, 14.07.13) genießt sie durchaus ein Recht auf ihren angestammten Lebensraum: *„Das haben wir uns nicht ausgesucht, das haben die Lerchen bestimmt. (...) Die sind halt da und die sind nach europäischem Recht geschützt und wir können nicht einfach sagen, wir verzichten darauf.“* (Marcus, Interview, 14.07.13)

TABUZONE

In der Tat, ihre Anwesenheit wird demonstrativ betont: Neben einer ganzjährig umzäunten Schutzfläche bildet ein riesiges Areal in der Mitte des Feldes ihr hauptsächlichliches Brutgebiet. Zwischen den Start- und Landebahnen gelegen, macht es dabei nahezu ein Drittel der gesamten Fläche aus. Und auch wenn es kein offiziell eingetragenes Naturschutzgebiet darstellt, wird es der Feldlerche während ihrer Brutperiode von April bis Juli vollständig zugesprochen. Zeitweilig mit rot-weißem Flatterband abgesperrt, wird die Aufmerksamkeit der Besucherinnen auf die Flächen gelenkt und sie werden gebeten „Rücksicht auf diese Naturschutzbereiche zu nehmen und sie nicht zu betreten“ (tempelhofer-freiheit.de, 28.01.14). Das im Vergleich zum übrigen Feld sichtbar höhere Gras markiert diese Fläche zusätzlich und lässt die typische Wahrnehmung des Wiesenmeers, der „wilden Natur“ entstehen. Schließlich weist ein ganzjährig in Signalfarben leuchtendes Schild darauf hin, dass dann genau hier und jetzt die Feldlerche brütet – und die Fläche damit zur Tabuzone wird:

„Wenn die Feldlerchen brüten, dann sind diese Felder immer abgezäunt und man darf nicht rauf, weil dann steht ja dran: Bitte nicht betreten, Vögel brüten, oder irgend so was. Ein ganz wichtiger Platz. Hab da auch nie jemanden drauf laufen sehen. (...) Irgendwie war es hier ja auch extra so gemacht, dass halt überall Hinweisschilder waren, dass man dieses Gebiet nicht betreten soll, damit die Vögel ihre Ruhe haben und so. Das fand ich eigentlich ganz gut, das haben auch, soweit ich weiß, alle Leute beachtet. Also ich hab nie gesehen, dass da jemand raufgegangen ist.“ (Achim, Interview, 13.09.13)

Auch wenn so gerade in den Sommermonaten der Zugang zum Wiesenmeer versperrt wird, scheint kaum ein Besucher anzuzweifeln, dass die Brut der Feldlerche besonderen

Schutzes bedarf. Man ist sich vielmehr einig, diese Flächen kollektiv zu meiden. Sollte diese Regel doch einmal nicht eingehalten werden, wird ein solches Vergehen nicht nur von Mitarbeiterinnen des Ordnungsdienstes geahndet: Auch Besucherinnen und Freunde des Feldes weisen sich gegenseitig darauf hin, dass der seltene Vogel keinesfalls gestört werden darf.

„Manchmal sieht man ja auch Menschen und sogar Hunde, wie die durch das Feld laufen und die Vögel hochschrecken. Dann gehe ich schon hin und sage, dass die weg gehen sollen, dass das nicht gut ist, wenn die ihre Hunde nicht anleinen.“ (Elli, Interview, 16.07.13)

„Man muss natürlich auch andere ansprechen und sagen: ‚Ey, was Sie hier machen ist nicht in Ordnung. Das ist nicht okay!‘“ (Sarah, Interview, 13.09.13)

Viele Nutzer des Tempelhofer Feldes erkennen die Rechte der Feldlerche also nicht nur an, sondern verteidigen sie sogar, wenn nötig. Damit wird sie für alle zu einem „schützenswerten Naturgut“: *„Sie ist ja auch so was wie ein Schatz, durch ihre Besonderheit.“* (Achim, Interview, 13.09.13)

Geschützte Naturflächen erfüllen auch aus kulturwissenschaftlicher Sicht wichtige gesellschaftliche Funktionen: Die fast heilige, schützenswerte Natur wird vom Menschen und seiner Freizeitnutzung getrennt. Und so sind auch auf dem Tempelhofer Feld klare Grenzen markiert, die über die Schutzflächen der Feldlerche gleichsam ein Tabu errichten: „Verbotener Raum!“ Auf diese Weise wird ein allgemein akzeptiertes Ordnungssystem geschaffen, das durch die Etablierung sozialer Normen und Regeln das Verhalten der Besucher steuert. Der einstige Allerweltsvogel wird gewissermaßen unantastbar und zum besonderen Leitsymbol des Tempelhofer Feldes.

VOM BRATEN ZUM KULTURGUT

Unser Verständnis von Natur wandelte sich seit der Industrialisierung grundlegend: Nicht nur wächst seitdem die Angst vor einer Veränderung der vertrauten Umwelt, auch wird den Menschen zunehmend bewusst, dass sie am Verschwinden natürlicher Ressourcen und dem Rückgang der Naturvielfalt nicht unbeteiligt sind. Es wächst das Bedürfnis nach einem verantwortungsvolleren Umgang mit der Natur – wenn wir die heimischen Arten nicht endgültig verlieren wollen. Eine Vielzahl an Naturschutzbewegungen setzt sich daher überall dafür ein, ganze Areale als besonders wertvoll für Flora und Fauna schützen zu lassen. (Piechocki 2010: 40-52)

Auch wenn es heute erstaunen mag: Tatsächlich wurde die Feldlerche auch in Deutschland noch bis ins beginnende 20. Jahrhundert vorwiegend als delikate Pastete oder schmackhafter Braten bei der Festtafel

geschätzt. Dann jedoch nach 1900 wandelte sich der Blick auf Singvögel – zumindest in Deutschland – grundlegend: Nicht mehr die Gaumenfreude stand im Vordergrund, sondern Natur und Ästhetik. Man erfreute sich am Gesang, dem schönen Gefieder oder ihrer bloßen Gegenwart. Nun schätzte man auch ihre Arbeit als Schädlingsbekämpfer in den Wäldern und begann sie geradezu als „Freunde“ zu betrachten. Zusehends sorgte man sich um das Wohl dieser eleganten Wesen und wurde sich immer mehr auch dem Leiden von Jagd- und Nutztieren bewusst. Die Jagd auf Singvögel galt damit schlichtweg als grausam und ihr Verzehren wurde gar als Indiz für ein inhumanes Verhalten gewertet. Darüber hinaus bot die ertragreichere, modernisierte Landwirtschaft zunehmend Alternativen, die es ermöglichten auf das Vogelfleisch als Nahrung überhaupt zu verzichten. (Schmoll 2001: 213-228)

LERCHENSCHMAUS

„Die Feldlerche ist eigentlich die Lerche, deren Fleisch man als eine leckere Speise so sehr hoch schätzt. Im Herbst sind sie fett, vornehmlich die auf Weizenfeldern herumschwärmen. [...] Man ißt Lerchen gebraten, oder man thut sie in Pasteten, welche sehr hoch gehalten werden. Zuweilen klagen die Leute nach gegessenen Lerchen über Magen- und Leibscherzen, und beschuldigen daher die Lerchen einer Schwerverdaulichkeit. Allein sie irren sich sehr, denn das Lerchenfleisch ist leicht zu verdauen. Wenn man aber die kleinen Knochen mit hinunter-schluckt, ohne sie vorher mit den Zähnen recht zu zermalmen, so können solche den Magen stechen und reizen.“ (Gatterer 1782: 377)



Es sind also vor allem historische und kulturelle Konstellationen, die entscheiden, welche Tiere als schützenswert erachtet werden. Natur ist daher nicht einfach Natur, sondern

vielmehr das, was wir aus ihr machen, was wir von ihr und in ihr sehen wollen. Welche Bedeutung der Feldlerche beigemessen wird, ist also durchaus verhandelbar.

WILDE NATUR UND SELTENE TIERE

Das Gefühl in der „wilden Natur“ zu sein, verleiht dem Tempelhofer Feld also einen ganz besonderen Reiz. Um sich eine Auszeit vom Alltag zu nehmen, scheint es der ideale Ort. Und selbst den „aktiven“ Sportlerinnen und Grillern wird ein besonderes Panorama geboten. Manche Besucher durchstreifen aber auch einfach nur die Felder und pflücken dabei „wilde Blumen“, die „ja so wieso die schönsten sind“ (Tina, Interview, 16.07.13), andere legen sich unter einen der spärlichen Bäume und genießen das weiche Gras und den freien Raum. Während unserer Feldforschung beobachteten wir häufig, dass sich viele ihren Platz auch gern direkt neben den geschützten Flächen suchen, sich dort ausruhen, ein Buch lesen oder picknicken: „*Das ist ja ´ne schöne Kulisse hier, auch mit dem ganzen Gezwitzcher*“, sagte die 32-jährige Sabrina, die „*eigentlich immer nur zum Lesen*“ (Interview, 11.08.13) auf das Feld kommt. Auch wenn die Feldlerche häufig nur als „der seltene Vogel“ beschrieben werden kann, werden seine Gegenwart und sein Gesang offenbar als Bereicherung empfunden.

Die „Naturkundigen“ sind da anders, zielorientierter: Viele Vogelfreunde und Hobby-Fotografen suchen das Tempelhofer Feld bereits in den frühen Morgenstunden auf, vermeiden es dabei allerdings oft aus „*strategischen Gründen, das Fernglas am Eingang rauszupacken*.“ In diesem „*schöne[n], große[n] Biotop*“ finden sie ideale Bedingungen, um die besondere Vogelwelt zu beobachten. Und um sie in diesem „*Paradies*“ und „*Hotspot*“ aus nächster Nähe erleben zu können, reisen manche auch gern aus den

Randbezirken Berlins an. „*Hier kannst du dich ´nem Falken bis auf zwei Meter annähern, ohne dass er abhaut*.“ Ob Turmfalken, Wachteln oder gar die Sumpfohreule: Das Beobachten von seltenen Vögeln in Nahdistanz hat hier einen besonderen Reiz und die Feldlerche ist für das Tempelhofer Feld dabei „*ganz typisch. Die Feldlerche eben. (...) Aber es gibt ganz selten Feldlerchen, also sonst, in anderen Bundesländern, da sind die weg. Also ausgerottet*.“ (vgl. Manfred, Interview, 09.10.13 und Achim, Interview, 13.09.13)

Auch diese intensive Beobachtung der Natur entstand historisch aus dem Bewusstsein ihrer Gefährdung. Gerade seltene und gefährdete Tiere können dabei eine besonders hohe symbolische Aufladung erfahren und so zum „*Zeichen der Erinnerung*“ (Schmoll 2004: 54) werden. Die Beschäftigung mit diesen Relikten macht es möglich den „*Übergang von der traditionellen in die moderne Welt nicht als Trennung zu erfahren*“, sondern als ein „*Überbrücken, das den Menschen die Erfahrung vermittelt, in beiden Welten – jener der Vergangenheit und jener der Zukunft – aufgehoben zu sein*.“ (Schmoll: ebd.) So wird deutlich, weshalb gerade der Anblick von seltenen Tieren ein so besonderes Erlebnis darstellt: Hier räumt der Mensch der wilden Natur ihren Platz ein und scheint sie damit noch nicht verloren zu haben.

Dieses Bedürfnis nach einem solchen Ort wird auch bei dem im Schillerkiez lebenden, knapp 50-jährigen Achim sehr deutlich: Anders als die meisten Feldbesucher, steht er der Wandlung des Tempelhofer Feldes seit seiner Öffnung betont skeptisch gegenüber.

„ES GIBT HIER BRUTVÖGEL, DIE SIEHST DU SONST NIRGENDWO“ (Interview am 09.10.13)

Christina: Was bedeutet euch das Tempelhofer Feld?

Mafred: Einfach Natur erleben und sich erholen. Kommst quasi raus aus der Stadt, wenn du hier auf das Feld kommst, dann bist du ja wie in der freien Natur. Ein Biotop einfach. Das ist ein schönes, großes Biotop. Hier gibt's halt Vogelarten, die sieht man sonst nirgendwo mehr, weil sie vom Aussterben bedroht sind.

Christina: Und was ist da der Unterschied zum Umland?

Mafred: Die Gewöhnung der Tiere an den Menschen, dass man da halt nah ran kommt. Das ist schon... das schaffst du sonst nicht so einfach. Wenn ich den Seeadler fotografieren will, der hat ne Fluchtdistanz von über 120m, oder 300m sogar, da kommst du nicht richtig ran. Aber hier kannst du dich 'nem Falken bis auf zwei Meter annähern, ohne dass er abhaut. (...)

Nadine: Gibt es hier besondere Tierarten für dich als Fotograf?

Mafred: Ja klar, es gibt hier Brutvögel, die siehst du sonst nirgendwo, die sind halt nur eine begrenzte Zeit da, also von April bis September. (...) Die Feldlerchen hörst du schon ganz extrem, ja, bis August,

September. Das ist aber typisch. Das ist ganz typisch. Die Feldlerche eben. Aber die Schilder würde ich abmachen, die stören immer auf den Fotos, dann wenn der Falke da drauf sitzt. (lacht) (...)

Nadine: Ja, grad die Feldlerche hat ja hier ihre ganzen Brutreviere.

Mafred: Genau, auf offenen Feldern, also so wie hier, auf Wiesen. Ich find die auch ganz amüsan, die Vögel, weil die so senkrecht starten, eigenartig irgendwie und dann sehr laut sind. Deswegen sollte man auch nichts verändern, dann bleiben die auch hier, sonst sind die schnell weg. (...) Ich find das mit dem Wiesengelände ist schon okay. Das ist ja für spezielle Vögel, auch andere, also der Neuntöter. Oder Braunkehlchen sind da auch, sind auch ganz seltene Arten, teilweise auf Roten Listen.

Nadine: Und was ist das Tolle daran, dass man dann hier so eine Vielfalt hat?

Harald: Tiere sind immer schön. Also lieber viele Tiere als viele Menschen! Außen rum sind überall viele Menschen und... wie so ein großer, wilder Zoo, so stell ich mir das vor, ja (...).

Mafred: Ich wär ja für 'nen Wildpark hier, einfach das Ding zu machen und nur so 'nen kleinen Steg für die Besucher rein machen, wie... im Tegeler Fließ und das soll's sein. Und auch keinen Sport, also keine Skater oder so was. (...)

Christina: Für die Feldlerchen soll es ja andersorts Ausgleichflächen geben, habt ihr davon gehört?

Harald: Ja, aber wenn die Feldlerche nun keine Lust hat da zu brüten... Oder soll man vielleicht... „Liebe Feldlerche, das ist deine Ausgleichsfläche“. Ja, das meine ich eben mal, ein bisschen beiseite treten. (...) Was mir noch wichtig wär, wäre die ganzen Betonpisten einfach durchzulöchern, dass die Natur von unten durch kann.

Mafred: Die brechen sowieso auf. Also da kommt Natur überall raus.

Harald: Aber wenn man ein bisschen nachhilft, geht's schneller, ne. Denn wenn ich mir das hier jetzt nach 5 Jahren angucke, die Betonpfade... da traut sich langsam ein bisschen Grün durch, aber noch nicht so richtig. Also da könnte man ruhig Löcher reinstanzen, dass die Natur sich das denn von unten... erobert. Ein bisschen unterstützen... ein paar Löcher alle drei Meter.

Dennoch besucht er es fast täglich, geht mit seinem Hund spazieren, beobachtet Füchse und füttert die Vögel. Tatsächlich sieht er im Feld heute hauptsächlich einen Ort des schmerzhaften Verlusts, eines Ideals von „früher“. Er vermisst das harmonische Miteinander zwischen Mensch und Natur und erkennt in der momentanen Nutzung die Hauptursache für das zusehende

Verschwinden der tierischen Feldbewohner: *„Ick kenn's anders, wa. Und ick weefß nicht, ick finde dit Ding, dit wird so'n bisschen den Bach runterjewirtschaftet.“* Durch die Beschäftigung mit der heutigen Tierwelt kann er etwas von früheren Tagen erhalten und die Erinnerung an den Fuchs „Hinkebeen“ dient ihm als Relikt aus dieser Zeit: der Zeit des Feldes als Flughafen, wohlgemerkt!

Achim: Also früher, als das noch zu war, war es viel besser hier gewesen. (...) Wo dit Ding hier aufjemacht hat, die Füchse, die wussten jar nicht mehr, wo sie hinrennen sollten, weil die Eingänge alle offen waren und die Verstecke sozusagen aufjeldet. Die haben sich immer in der Baumreihe aufjehalten, da wo dit so schräg nach oben jeht, bei der Treppe (zeigt zum Eingang Oderstraße). Und da müsst ihr auch mal kieken, da findet ihr noch alte Fuchsbauten, aber die sind jetzt alle verlassen. Weil die Leute von drüben hatten ja auch abends immer, wenn Ruhe denn jewesen ist, da hatten wir dann immer Wurst und ... wat weefß ick für die Füchse jebracht. Eener hat hier ´nen Spitznamen jehabt, der hieß Hinkebeen.

Christina: Echt?

Achim: Ja, ja, weil der hat immer jehumpelt. Aber der wusste genau, wo er sein Fressen herkriegt, also jagen musste der nicht mehr. (...).

Christina: Hm. Schon spannend, vielen hier fällt sowas gar nicht so auf.

Achim: Aber mir fällt es auf, weil ick... ick kenn´s anders, wa. Und ick weefß nicht, ick finde dit Ding, dit wird so´n bisschen den Bach runterjewirtschaftet. (...) Auch wenn jetzt die Lerchen hier brüten, das ist alles nicht mehr so wie früher. Wo dit zu war und nur der Flugbetrieb war... du hast es überall zirpen und piepen jehört, dit war viel, viel mehr. (...) Wenn man weefß, wie es

vorher jewesen ist und wie es jetze is, dann sind dit doch schon reichlich Unterschiede. Auch so die Füchse... Hasen gab es hier auch, die sind alle verschwunden. (...) Die sind alle, die sind alle weg.

Nadine: Ja.

Achim: Wenn ick was zu sagen hätte, ick hätt´s so jelassen wie es ist, ick hätt´ alles wachsen lassen und dann hätt ick hier ´nen Wald hinjesezt, wa. Mit Bestimmungen eben, woran sich die Leute halten müssen. (...) Also früher konntest du hier auf alle Fälle mehr beobachten.

GENTRIFIZIERUNG DER FELDLERCHE?

Im Konflikt um das Feld fordert die Feldlerche durch ihren besonderen Status als „Schatz“ das kollektive Gewissen heraus. Als „schützenswertes Naturgut“ ist sie gewissermaßen heilig, jegliches Antasten der ihr zugesprochenen Flächen ein Tabubruch. Damit ist sie auch für die Initiative 100% Tempelhof eines der rechtlich triftigsten Argumente für den Erhalt des Feldes.

„Die Passionskirche war bereits gut besucht, als wir kurz vor Beginn ankamen. Es schienen überwiegend Mitglieder der Initiative anwesend zu sein, viele von ihnen hatte ich bereits vor zwei Tagen während der Stadtwerkstatt, einer Info-Veranstaltung des Senats, gesehen. Es kam mir ein wenig wie eine Gegenveranstaltung vor. Verschiedene Experten waren geladen, um über mögliche Einwände zu diskutieren. Insbesondere war jedoch die Expertise des Rechtsanwalts gefragt (...). Er machte deutlich, dass

Naturschutzbelange rechtlich betrachtet ein hohes Gewicht hätten, jedoch selbst auch die schlimmsten Naturschutzverbrechen so manches Mal keine Chance gehabt hätten. Als EU-rechtlich geschützter Vogel sei gerade die Feldlerche ein gutes Argument. (...) Einige fragten nach, ob sie nicht auch als Privatperson ihre Interessen geltend machen könnten, schließlich würden sie ja auch in ihrer Freizeitnutzung eingeschränkt werden. (...) Der Rechtsanwalt verwies nochmals darauf, dass dies aus rechtlicher Sicht kein ausreichender Klagegrund sei.“ (Feldtagebuch, 17.10.13)

Auch in der medialen Debatte muss der kleine Bodenbrüter für vieles herhalten: Die Angst vor Investoren und steigenden Mieten führt dann zur „Gentrifizierung der Feldlerche“ (Kiez und Kneipe Neukölln, 06.08.13). Und so erhält sie in einem demnächst erscheinenden Kinderbuch

über das Tempelhofer Feld schließlich ihre Kündigung.

„Leider müssen wir heute das Feld verlassen. Schau, wir haben unsere Koffer gestern schon gepackt. Wir haben von den Menschen die Kündigung erhalten und müssen das Feld heute noch verlassen und nach Brandenburg ziehen“, antwortete Mutter-Feldlerche. „Kündigung? Was für eine Kündigung? Wieso wissen wir denn nichts davon?“, fragten nun die Tagtiere aufgeregt durcheinander: „Euch wird es sicherlich bald alle treffen. Die Menschen wollen unser Feld bebauen. (...) Habt ihr die Bagger nicht gesehen, die neuerdings überall auf unserem Feld stehen?“, Vater-Feldlerche war verwundert, dass sich keines der Tiere je für all dies interessiert hatte (...). „Täglich wurden auf dem Feld Unterschriften gesammelt, damit das Feld uns allen als Lebensraum erhalten bleibt. Ich habe einfach gehofft, dass die Menschen, die gegen die Bebauung sind, gewinnen werden“, gestand der Fuchs. (facebook.com/kenahuesersautorin, 26.01.14)

Nicht nur illustriert diese Geschichte die moralische Verantwortung der Menschen gegenüber Tieren und die Angst vor dem völligen Verschwinden von Natur. Sie ist zugleich Sinnbild des Konflikts zwischen der Initiative und der Stadtverwaltung, denn sie symbolisiert die Gefahr das Feld zu verlieren. Und in der symbolischen Aufladung steht sie damit stellvertretend für den Menschen. So scheint es nur wenig verwunderlich, dass sie neben „Ferdinand Fuchs“ und dem „Feldhasen“ sogar über ihr eigenes Facebook-Profil mittlerweile fast täglich ihren Unmut äußert:

„Einige von euch haben mich, Feldlerche, gefragt, wieso ich denn nicht in Afrika sei. Das ist ganz einfach zu beantworten! Ich

wollte diesen Winter Unterschriften sammeln und das Feld von oben bewachen. Um dieses Vorhaben zu realisieren, habe ich mir den Sommer über viele, viele Regenwürmer gegönnt, um ordentlich Winterspeck zu bekommen. Habt keine Angst um mich, ich schlage mich ganz gut durch diese kalten Tage. Außerdem stehen mir meine Feldfreunde jederzeit zur Seite!“ (facebook.com/FeldlercheTHF, 03.02.14)

In einem Interview machte uns auch Tilmann Heuser, Geschäftsführer des Bundes für Umwelt und Naturschutz Deutschland (BUND) deutlich, dass der gefährdete Vogel immer mehr zu einem bloßen Symbol avanciert und der Naturschutz dabei häufig in den Hintergrund zu rücken scheint: *„[Die Feldlerche] steht dann so in ’ner langen Reihe des Feldhamsters, der Mopsfledermaus, des Kammolch und und und. Das sind immer so... die Artenschützer mit ihren speziellen Arten, die dann den Fortschritt blockieren.“* (Interview, 05.12.13) Ebenso ist auch Arne sicher: *„Die Feldlerche könnte auch ein Dinosaurier sein“* (Interview, 12.08.13) oder, wie es eine Neuköllnerin in einem Leserbrief noch deutlicher auf den Punkt brachte: *„Um die Feldlerche geht es nicht“* (neukoellner.net, 19.12.14). Sie habe für das Volksbegehren unterschrieben, um die Einzigartigkeit des Feldes zu erhalten, aber insbesondere auch, um sich für Partizipation, Transparenz und Mitbestimmung in der Stadtentwicklung auszusprechen – der Arterhalt spielt für sie nur eine Nebenrolle.

Über das Symbol der Feldlerche werden also die allgemeinen Ängste um einen Verlust des Feldes ausgedrückt und darüber hinaus ganz grundsätzliche Fragen diskutiert: Wie soll die Stadt aussehen? Wie wichtig ist uns Natur eigentlich noch? Und wer darf darüber entscheiden?







Surfen auf Asphalt

von Larissa Halbe und Friederike Schmidt

Das Tempelhofer Feld ist vor allem auch eines: ein Sportfeld. Auf den Landebahnen des ehemaligen Flugfeldes bewegen sich heute Drachenflieger, Skater, Radfahrer, Jogger, Longboarder, Fußballer und am nördlichen Eingang Columbiadamm liegen Basketball-, Baseball- und Tennisplätze. Auch Berliner Sportveranstaltungen wie der Ironman, Life Run oder die KLB Open haben hier inzwischen einen außergewöhnlichen Austragungsort gefunden. Ob asiatischer Kampfsport, orientalische Bauchtanzgruppe oder „Jugging“ (eine australische Form des Rugby). Die Menschen hier sind in Bewegung.

Aus dieser Vielzahl von Sportarten haben wir uns den Laufsport und das Kiten ausgesucht: zwei ganz unterschiedliche Sportarten also, die wir beobachten wollten. Im Rahmen unserer Feldforschung von April bis November 2013 haben wir viel Zeit mit unseren InformantInnen auf dem Feld

verbracht. Dabei haben wir Jogger und Kiter interviewt, fotografiert und uns von ihnen Karten zeichnen lassen. Sie haben uns also die Bedeutung und Ordnung *ihres* Feldes deutlich gemacht. Und schließlich sind wir selbst noch „laufend“ und „kitend“ aktiv geworden.

In unserer Forschung ging es uns um die Frage, inwiefern diese Sportpraxen Teil eines spezifisch urbanen Lebensstils sind, wie sie sich organisieren und weshalb das Tempelhofer Feld dafür eine so besonders attraktive Kulisse bietet.

Paul: „Ja, das ist auch manchmal überraschend. (...) Also du läufst und denkst so (...) Irgendein Verein von Bayern, irgendwelche Frauen, die in so arabische Kleidung so komplett eingehüllt sind, am Rand da. Irgendwie also tanzen und wenn Männer da sind, die Musik machen und dann Bauchtanzen oder so und, ja, ich find's also schon

sehr abwechslungsreich hier lang zu laufen. Also irgendwas passiert immer.“ (Interview, 04.07.13)

Bereits ein Jahr nach Eröffnung der Tempelhofer Freiheit im Jahr 2010 titelt die WELT „Wie Surfen und Fliegen zugleich – Ein Segel, ein Board und eine Wiese: Kitesurfen fernab vom Meer“. Das Tempelhofer Feld ist eine Fläche von besonderem Format. Als Naherholungsgebiet liegt es inmitten der Stadt und grenzt an die Bezirke Kreuzberg, Neukölln

und Tempelhof. Mit Kiten und Joggen sind wir dort zwei unterschiedlichen sportlichen Bewegungsformen nachgegangen. Als geeignete Kontaktzonen für die Kiter erwiesen sich dabei die Landebahnen und Rasenflächen vor dem Flughafengebäude, während wir die Jogger eher auf dem Außenring sowie an den Ein- und Ausgängen Oderstraße und Tempelhofer Damm trafen. Mit „Joggen“ meinen wir im Folgenden den eher freizeitorientierten Sport. „Laufen“ verstehen wir dagegen als eher leistungsorientiert.



„Mentale Karte“ von Joggerin Susana, 27: Sie zeichnet ihre räumliche Nutzung des Feldes ein. Susana nutzt den Eingang Oderstraße und beendet ihre Laufrunde mit Gymnastikübungen.

Wir verstehen das Tempelhofer Feld nicht einfach nur als eine besonders große Freifläche in Berlin, sondern vor allem auch als Plattform für die Inszenierung unterschiedlicher Lebens- und Freizeitstile der Großstadt. Nach ersten Besuchen hat sich daraus unsere These entwickelt: Das Sportfeld Tempelhof ist eine ganz besondere Bühne urbaner Lebensstile, die sich hier auch besonders vielfältig und kreativ präsentieren.

Wir greifen damit die Bühnenmetapher des amerikanischen Soziologen Erving Goffman auf. Er versteht die soziale Welt als Bühne, auf der alle Menschen Theater spielen. Die Darsteller übernehmen in Interaktionen

soziale Rollen und versuchen auf diese Weise, ein Bild von sich zu vermitteln. Dabei werden sie von anderen beobachtet, weshalb jeder Teilnehmer Darsteller und Publikum zugleich ist (Goffman 2001: 19ff.). Aus unserer Sicht bildet das Tempelhofer Feld eine solche Bühne, weil sich die AkteurInnen auf ihm sportlich betätigen, dabei sozial interagieren, bestimmte Kleidungs- und Bewegungsstile „verkörpern“ und damit ein bestimmtes Bild von sich entwerfen: Einerseits orientieren sie sich am Markt urbaner Lebensstile, andererseits können sie sich gerade auf dem Feld auch vielen Zwängen und Moden entziehen.

An diesem Morgen habe ich tatsächlich das Gefühl, mich hier in einem populären Laufbereich aufzuhalten. Männer und Frauen verschiedener Altersklassen joggen an uns vorbei, manche auf Gras bzw. den Trampelpfaden, andere auf dem asphaltierten Außenring. Überwiegend alleine, manchmal aber auch in Pärchen. Ein Mann nutzt die Steine zum Dehnen. Sein linkes Bein legt er auf einen der Steine, mit dem anderen stützt er sich am Boden

ab. Dabei lehnt er seinen Oberkörper nach vorn. Er trägt ein T-Shirt, ein altes Band-Shirt, und eine weite, kurze Hose, die ein bisschen nach Box-Ring aussieht, dazu Sneakers. Dann richtet er sich wieder auf, um die Hände auf seine Oberschenkel zu legen und einige Male tief ein- und auszuatmen. Seine Laufrunde ist für heute beendet. (...) Zwei junge Mädchen nutzen den Eingang. Ich schätze sie auf 17, 18. Beide tragen sie ein schwarzes

Kopftuch, Longsleeves, Jeans und Straßenschuhe. Ihre Kleidung ließe darauf schließen, dass sie in die Schule oder zum Einkaufen gehen. Eine hat aber eine Wasserflasche in der Hand und wir rätseln, ob sie beide so laufen wollen. Und wirklich: sie beginnen nach einigen Metern langsam auf dem Außenring zu joggen, eng nebeneinander und gerade so schnell, dass sie sich dabei unterhalten können. (Feldtagebuch, 12.06.13)

Mit dem französischen Kultursoziologen Pierre Bourdieu verstehen wir unter „Lebensstil“ einen „Gesamtkomplex distinktiver Präferenzen“. Wir orientieren uns sozial und kulturell also an einem ähnlichen Stil und Geschmack und grenzen uns damit gleichzeitig von fremdem ab. Solche Geschmacksunterschiede zeigen sich vor allem in Sprache, Kleidung, Musikgeschmack, Essen, auch in Interaktionen und nicht zuletzt beim Sport (Bourdieu 1987: 283). Dabei ist wichtig, dass Bourdieu den Lebensstil als das Produkt eines „Habitus“ begreift, einer gleichsam in den Körper eingeschriebenen Geschmackskomposition. Dieser „Habitus“ wird erzeugt durch unsere Lebensbedingungen, Kultur, Geschichte und unser soziales Umfeld (Mörth/Fröhlich 1994: 39).

Hinsichtlich des Kite- und Laufssports ergaben sich aus unserer Forschung folgende relevante „habituelle“ Motive als Teile des urbanen Lebensstils: Gemeinschaft, Spannung, Entspannung sowie das „Outdoor Leben“.

Sozial- und kulturwissenschaftliche Analysen sind sich heute darin einig, dass sich unser gesellschaftliches Zusammenleben hin zu einer immer weiteren Differenzierung und Pluralisierung der Lebensformen entwickelt – gerade in der Stadt. Damit meinen wir auch, dass „Normalbiographien“ brüchig werden und sich vielfältige Lebensentwürfe herausbilden (Beck 1994: 11f.). Wo und wie sind nun diese Lebensentwürfe in der sportiven Nutzung des Feldes ablesbar?

GEMEINSCHAFT

„Also ich mein‘, das Feld ist als Treffpunkt genial. Du siehst ja die Drachen auf ewige Entfernung.“

Der Diskurs über urbane Vergemeinschaftungsformen ist ein relativ neues Phänomen. Vor nicht allzu langer Zeit noch wurde Stadt eher unter den Vorzeichen von Anonymität und Isolation betrachtet. Das neue Gemeinschaftsgefühl postmoderner StadtbewohnerInnen ist jedoch mehrdeutig. Einerseits sehnen sie sich nach einem festen sozialen Gefüge, andererseits streben sie

nach Unabhängigkeit und „ungefesselte[r] Identität“ (Baumann 1997: 223). Diese Ambivalenzen zeigen sich gerade im Freizeitverhalten – also auch im Lauf- und Kitesport. Während wir im Rahmen der Feldforschung Kiten eher als kollektiven Sport wahrgenommen haben, kommt *Gemeinschaft* bei den JoggerInnen eine andere Bedeutung zu.

JoggerInnen sind teilweise in Pärchen oder zu dritt unterwegs, hauptsächlich aber laufen sie allein. Verabredungen und den damit verbundenen Termindruck lehnen sie ab.

Paul: *„Für mich ist das so was Unmittelbares. Also du musst da nicht irgendwie erst Freunde anrufen und dich mit denen irgendwie treffen, um irgendwie Fußball zu spielen oder so was. Also, du gehst vor die Tür und dann kannst du direkt Sport machen.“* (Interview, 04.07.13)

Martina: *„Ja, also ich lauf gerne alleine! Also bin da in der Hinsicht immer gern spontan. (...) Und wenn sich da jemand dann miteinander klinkt, dann ist das in Ordnung.“* (Interview, 02.07.13)

Dennoch bietet das Feld auch *passive Gemeinschaft*, denn das Bedürfnis, physisch wie optisch in Gesellschaft von Anderen zu sein, wird angemessen befriedigt. Andere JoggerInnen um einen herum werden wahrgenommen, man fühlt sich unabhängig, aber nicht allein, ist unter Menschen, bleibt aber in räumlicher Distanz. So sieht es auch Baran, Anfang 50, Familienvater und Unternehmer aus Neukölln. Drei Mal wöchentlich trainiert er hier für den Berlin-Marathon. Nirgends sonst kann er knapp acht Kilometer auf Asphalt laufen, ohne vom Verkehr unterbrochen zu werden.

Baran: *„Ich bin ja nicht alleine. Also, sind ja andere Leute hier noch dabei, die ich tagtäglich sehe (schmunzelt). Das trifft sich, das ergibt sich manchmal. Die Dame zum Beispiel, die hier kommt, die macht hier Fitness. Und joggt hier, Fahrradfahren und (...) ja.“* (Interview, 02.07.13)

Auch der obligatorische Gruß unter JoggerInnen – in Form eines Handzeichens oder Kopfnickens – lässt sich auf dem Tempelhofer Feld häufig beobachten. Schließlich muss eine attraktive Laufstrecke auch etwas für

das Auge bieten. „Das find ich viel geiler auf der großen Landebahn zu laufen, als hier so zwischen den Bäumen versteckt“, erklärt Robert, Medizinstudent aus Kreuzberg (Interview, 04.07.13). Diese Attraktivität des Feldes gilt offenbar für MarathonläuferInnen und FreizeitjoggerInnen gleichermaßen. Das Feld ist ihnen Trainingsfläche, indirekte Kontaktzone, scheinbar anonymer Raum und öffentliche Sportarena zugleich. Im Gegensatz zum Beispiel zur nahegelegenen Hasenheide ist hier der Blickkontakt zu den anderen JoggerInnen immer gegeben, die auf den beinahe 350 Hektar ihre Runden drehen.

Anders verhält es sich mit den Katern, die grundsätzlich mehr Zeit miteinander verbringen. Kiter verabreden sich, sind aber auch zu spontanem Austausch bereit. Man kennt sich und hält auf dem Feld gezielt Ausschau nacheinander, so wie Jannik und Basti. Vor zwei Jahren haben sie sich beim Kiten auf dem Feld kennen gelernt und sind nun fast jedes Wochenende hier; Basti sogar beinahe jeden zweiten Tag. Er ist Anfang 30, Computerfachmann und wohnt direkt am Tempelhofer Damm. Von seinem Wohnzimmerfenster aus kann er die Rasenflächen an den Hangars überblicken. Seine Freunde erkennt er an den verschiedenen Farben und Formen der Drachen.

Jannik: *„Und dann stehen wir echt irgendwie – früh morgens treffen wir uns, ich komm noch kurz hoch, ja? Trinken morgens gemeinsam noch einen Kaffee oder ähnliches, ja? Gucken aus dem Fenster, ne? So. Mensch da hinten ist Lars.“*

Basti: *(lacht)*

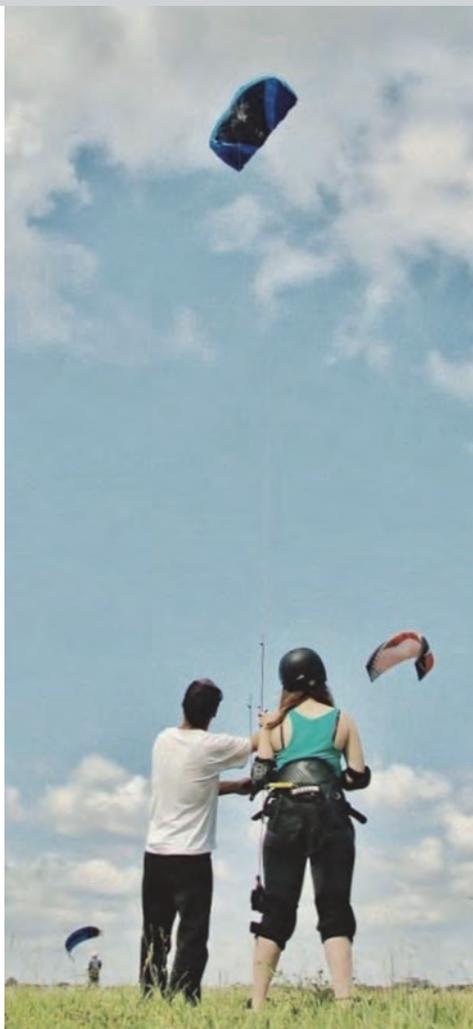
Jannik: *„Guck mal Mark und Thomas sind auch schon da. Los komm raus.“* (Interview, 17.08.13)

Während wir JoggerInnen also eher in einer passiven Gemeinschaft sehen, präsentieren sich uns die KiterInnen als Teil einer Erlebnismgemeinschaft. In einer Kitepause werden

Er gibt mir den Kite in die Hand und meint, dass ich ein gutes Gefühl dafür hätte. Gleich bietet er mir an, mal auf das Board zu steigen. Ich habe etwas Angst, aber Lust hatte ich ohnehin schon. Also hält er mich gut fest, erklärt mir die Regeln und schon geht es los. Ich habe den Drachen ein- oder zweimal in die falsche Richtung gelenkt und er hat mir gleich erklärt, wie ich es richtig mache. Noch ein Versuch

und es klappt. Immer wieder kriege ich den Drachen in die Position, von der aus ich Fahrt aufnehmen kann. Ungefähr nach der Hälfte erklärt er mir noch, wie ich es schaffen würde, nicht immer wieder von neuem starten zu müssen, sondern direkt den Schwung nutzen könnte, um weiter zu fahren. Dies gelingt sofort und ich merke, wie wenige Minuten ausreichen um ein Gefühl für den Wind, das

Board und den Drachen zu bekommen. Mein Herz schlägt, da ich Angst habe, hinzufallen, aber Jonas hält mich gut fest. Es macht sofort Spaß und noch in diesem Moment entschließe ich mich, mir mal einen Drachen zu kaufen. Allein dieses Gefühl ist schon toll. Nach weiteren Metern, die ich zurücklege, stoppt das Board an einer Bodenwelle und ich muss absteigen. (Feldtagebuch, 01.11.13)



wir von Basti und seinen Freunden zum Reiten auf ihre Decke eingeladen. Zwischen Rucksäcken, Boards, Knie- und Ellenbogenschonern und einer kleinen Bose-Box, aus der Musik dringt, sprechen sie mit uns über ihren Sport. Ist es windstill, warten KiterInnen gemeinsam auf die nächste Böe. Und ein Tubekite etwa – also ein aufblasbarer Schirm – kann eben auch nur schwer allein gestartet werden. Manchmal grillen sie gemeinsam, um den Tag ausklingen zu lassen. Das Sporterlebnis schafft eine „Verbundenheit auf Zeit“.

Tim, Mitte 30, ist seit der Öffnung nicht nur selbst kitend unterwegs. Zusammen mit Marcus betreibt er die „Berliner Kiteschule“ und unterrichtet BerlinerInnen wie TouristInnen, AnfängerInnen wie Fortgeschrittene im „Kitelandboarden“, so der offizielle Ausdruck für das Kiten an Land. Marcus erzählt uns von sozialen Netzwerken wie dem „Drachenforum“, in dem es auch spezielle Berliner Gruppen gibt, die sich auf dem Feld verabreden. Wenn das Wetter mitspielt, sind die beiden drei bis vier Mal pro Woche hier. Den Großteil ihrer SchülerInnen treffen sie später als KiterInnen wieder. Auch wir als Forscherinnen wurden in diese Erlebnisgemeinschaft integriert und durften aktiv am Unterricht teilnehmen. Dort lernten wir einiges über die grundlegenden Bedingungen des Sports wie die Beachtung von Windstärken, Sicherheitsaspekten und

Als wir das Feld über die Oderstraße betreten, ist der Wind plötzlich da. Unzählige Kites fliegen durch die Luft, das ganze Szenario erinnert an einen Wettkampf. Beim Fahren nehmen die Kiter eine leicht gebeugte

Haltung ein, gehen etwas in die Hocke. Es sieht so aus, als würden sie auf der Asphaltfläche Anlauf nehmen; versuchen, richtig schnell zu werden, um sich dann bei Beginn der Rasenfläche von den Drachen

in die Höhe ziehen zu lassen. Dann drehen sie sich und fliegen einige Sekunden in der Luft. Es sieht unglaublich sportlich aus und wir sind beeindruckt. (Feldtagebuch, 31.07.13)

der sogenannten „Kollisionsvermeidungsregeln“. Später konnten wir unser Kite-Talent unter Beweis stellen. Immer wieder wurden wir in unserer Forschung animiert, selbst zu kiten.

SPANNUNG & ENTSPANNUNG

„Hohe Mauern machen mittlerweile 'nen bisschen aggressiv. 'Nen weiteren Blick mitten in der Stadt ist Gold wert. Also für mich jetzt.“

Ein Hauptmotiv für das Kiten ist offenbar, einen scharfen Kontrast zum Alltag zu schaffen. Dieser entsteht gleich doppelt: Einerseits geht es darum, zur Ruhe zu kommen und sich zu entspannen. Andererseits liefert das Kiten „Kribbeln“ und Vergnügen – Emotionen also, die in unserer Gesellschaft heute rar geworden sind. Basti nennt es „halt einfach direkt Urlaub. Und den kann man sonst erst haben, wenn man irgendwie 'ne Stunde und länger mit der S-Bahn rausfährt“ (Interview, 01.09.13). Es liegt schon in der Natur des Kitens, dabei Zeit zu investieren und *entschleunigen* zu müssen. Das fängt bei der Vorbereitung an: die nötige Ausrüstung aus Drachen, Board, Buggy und Schutzbekleidung zusammenpacken, eine geeignete Stelle suchen, wo die Drachen ausgebreitet und die Schnüre entwirrt werden können. Schließlich warten auf die richtige Böe für den Start. Das alles ist Teil des Sports. So ist es leicht, ganze Tage auf dem Feld zu verbringen. Immer wieder sind wir aber auch auf Spaß, Nervenkitzel und Risiko als wesentliche Elemente des Kitesports gestoßen.

Merlin ist 26 Jahre alt und hat bereits in seiner Kindheit eine Affinität zum Drachensteigen entwickelt. Sein Mitbewohner ist Longboarder – ein etwas längeres Skateboard – und gemeinsam kamen sie auf die Idee, den Drachen mit dem Board zu kombinieren. Bei ihren ersten Versuchen auf dem Feld waren sie damit fast noch allein; Pioniere des Kite-landboardings in Tempelhof sozusagen.

Merlin: *„Ich bin halt immer ein Fan von irgendwelchen Funsportarten gewesen auf alle Fälle und für mich war das die Möglichkeit, war halt super mit dem Tempelhofer Feld, dass man so 'ne Möglichkeit halt ausnutzen konnte. Man hat erstens die Kraft des Windes, die man nutzt, und bringt das dann mit dem Longboard auf den Asphalt, sag ich mal. Das sind zwei gute Adrenalin-kicks und es macht halt einfach Spaß. Es ist ein richtig großer Spaßfaktor und dadurch, ist das so ein bisschen zu meinem Motto geworden. Ich hab mich ja jetzt weiterentwickelt.“* (Interview, 27.08.13)

Auch das Joggen, so wurde uns beständig versichert, dient vielfach der Entspannung.

Ob es die Pause vom Lernen ist oder eine Runde vor der Arbeit – oft wurde dem Sport eine beinahe kontemplative Wirkung zugesprochen.

Baran: *„Laufstrecke, das ist freies Feld, freie Übersicht und dass man die Gegend genießen und sich ins tagtägliche Leben wieder einordnen kann. Weil, das ist dann gleichzeitig Motivation für mich, für meinen Tagesablauf, wo ich sagen kann: Da kann ich mich halt darauf vorbereiten, die Motivation wieder Arbeiten zu gehen, weil (...) Das macht einen frei!“* (Interview, 02.07.13)
Nils: *„Das ist halt so ein Ruhepol in dieser Großstadt. Das ist hier echt faszinierend.“*

OUTDOOR

„Ich mag’s eigentlich mehr, wenn’s sogar noch schlechter ist, das Wetter. Also, wenn’s regnet und es irgendwie so unangenehm ist, dann find ich das noch besser zu laufen.“

Outdoor ist ein Gefühl. Die Einen verbinden damit Bewegung im Freien, denken an frische Luft, wollen eins sein mit der Natur. Anderen geht es dabei vielleicht um ein auffallendes, kostspieliges Equipment, das möglichst viele andere sehen sollen. So oder so, diese Assoziationen würde man zunächst nicht mit einem alten Flughafengelände verknüpfen. Doch eben dieses „Outdoorfeeling“ verspüren JoggerInnen wie Kiter auf dem Tempelhofer Feld.

Baran: *„Und die frische Luft zu genießen. (...) Man kann ja hier seine Seele baumeln lassen. Also, man muss ja nicht unbedingt laufen oder sonst was. Man kann ja gehen und entspannen. Oder der weite Blick. Oder den Sonnenuntergang beobachten, wenn es schönes Wetter ist.“* (Interview, 02.07.13)

Nils: *„Ich mein, wenn de halt einfach in so ’nem Betonding wohnst, also ich steh auf Beton, aber wenn de da halt wohnst und du überhaupt kein Grün mehr und keine*

(...) Und da ist dann eher der Mehrwert halt einfach im... Nachdenken. Im Meditativen. So Gedanken mal anschalten, die du sonst nicht hast.“ (Interview, 02.07.13)

Die Besuche von Joggern auf dem Feld haben eher einen flüchtigen Charakter. An oberster Stelle stehen die Erholung und eine unmittelbare Körpererfahrung, das heißt: die eigenen Muskeln in Bewegung zu spüren. Die Entspannung beim Kiten entwickelt sich hingegen eher über die Dauer des ausgeübten Sports, da Kiten oft einen ganzen Tag in Anspruch nimmt. Der Fokus der KiterInnen liegt dabei auf Spannung und Spaß.

Weite mehr hast, also das ist ja so ne Distanz irgendwie... Dann haste halt auch irgendwann keine Lust mehr auf die ganzen Sachen. Also, dann gehste auch so ein bisschen ein.“ (Interview, 02.07.13)

Es geht ihnen also darum, den Blick einmal in die Weite schweifen zu lassen, den Häuserschluchten zu entfliehen und die Elemente am eigenen Körper zu spüren – „Naturgefühle“ eben. Und so birgt jede Jahreszeit für unterschiedliche Sportarten ganz besondere Reize. Im Sommer gleicht das Feld einer Steppe ohne Schattenplätze. Das vertrocknete Gras ist gelb verfärbt. Wenn im Winter Schnee liegt, kann man dort SnowkiterInnen in Aktion beobachten. Im Gegensatz zu JoggerInnen sind KiterInnen auf eine ganz andere Weise dem *Draußen* abhängig: Wind sowie eine große Freifläche sind überhaupt erst die Grundvoraussetzungen für ihren Sport.

Mark: *„Das ist so ganz schwierig zu beschreiben. Ich glaube das muss man erlebt haben,*

ne, dass man... Also, wir haben im Groben eigentlich angefangen mit so'm Dreirad, so'm großen Kitebuggy, ja. Und wenn man das einmal erlebt hat, diese Gewalt, dieser Wind, über diese Drachen, auf dieses Dreirad loslässt, und wenn man merkt, wie man auf kurzen Stücken stark beschleunigt, und wie das Ding zerrt an einem und du denkst oh, Wahnsinn, das ist wirklich toll, ja. Und das kann man ganz schlecht beschreiben, aber wenn man das erlebt hat, ist das was ganz anderes. Da geht man richtig für auf.“ (Interview, 17.08.13)

KiterInnen nehmen den Raum, die Wiese, das Schneefeld gleichermaßen in Besitz. Sie deuten den öffentlichen Raum um in einen Ort, an dem sie die Natur erfahren können. Und dies gerade mitten in der Stadt. Diese Naturerfahrung ist bei ihnen eng verknüpft mit einer Körpererfahrung. Um der Natur trotzen zu können, müssen sie ihre physischen Kräfte verbessern. Aber das Kiten verlangt natürlich auch eine besondere materielle Grundausstattung, die dann eben mehr oder weniger mit dem Outdoor-Ausrüstungsmarkt zu tun hat.

LEBENSSTIL UND LEBENSRAUM

Also dieses Gelände ist für Menschen, die hier wohnen und überhaupt für 'ne Hauptstadt... Das ist ein Segen! Gottes Segen, sag ich mal für mich. Weil das ist einmalig.

Die spätmodernen urbanen Lebensstile zeigen sich auf dieser Bühne, auf dem Sportfeld Tempelhof, also in unterschiedlicher Form. Sie erscheinen in Gestalt bunter Drachen, gemeinsamer Aktivitäten, vielfältiger Kleidungsstile, eines buntgemischten Publikums aus AnwohnerInnen, Tempelhof-Fans, TouristInnen und PassantInnen. Sie werden sichtbar im individuellen wie kollektiven Umgang mit Wetter und Raum, mit Entspannung und Anspannung, mit Leistung und Spaß. Und sie werden vor allem spürbar

Florian: „Du kaufst auch so sporadisch dann Sachen, ja? Billig oder teuer, ja. Bei den Landkites die Sachen, die sind nicht so teuer, dass man die gebraucht kauft, aber eben Wassersachen, die hab ich gebraucht bzw. bei Ebay oder irgendeinen anderen Seiten... wenn du guckst sind die teilweise so teuer, weil's so Funsportartikel sind, dass du da dann auch das neu kaufen kannst. Und das hab ich dann auch gemacht. (...) Ja, für 's Kiten, da biste mit zwei- bis vierhundert, fünfhundert Euro drin. Bei dem kriegste für fünfhundert Euro nichts. Das ist echt 'ne Materialschlacht.“ (Interview, 01.09.13)

Draußen rücken Arbeit und Hektik in den Hintergrund. Und KiterInnen sehen sich durch das Spiel des Windes, durch Regen, Schnee oder Hitze mit natürlichen Elementen konfrontiert. Und der Wunsch, diese Kräfte der Natur in ihrer Unberechenbarkeit zu bezwingen, lässt sie so enthusiastisch von ihrem Sport schwärmen: „Das ist richtig geil. Da haste dann richtig, wenn da noch Nebelbänke sind, das ist ja am allergeilsten“ (Interview, 17.08.13).

im Bedürfnis unterschiedliche gemeinschaftliche Formen der Sportpraxis zu entwickeln. All dies meint: Sport als Bühne der Lebensstile. Zu dieser Bühne gehört auch ein stetig wechselndes Bühnenbild.

Was macht nun die besondere Attraktivität des Feldes aus? Im ersten Moment sind dies die räumlichen Gegebenheiten: eine Freifläche von über 3,5 km² Ausdehnung, das Gefühl von Weite inmitten der Stadt, der Wechsel von Asphalt-, Schotter- und Rasenflächen. Kein Autoverkehr, keine Oberleitungen, keine Gebäude. Das Feld ist infrastrukturell erschlossen. Direkt in der Nähe gibt es Anschluss zum öffentlichen Nahverkehr wie gastronomische Einrichtungen. Gleichzeitig

Gerade habe ich das Gefühl, dass ich das Tempelhofer Feld noch nie in einem schöneren Licht gesehen habe. Am Rande des Schillerkieses ragen die Altbauten zwischen herbstlich gefärbten Laubbäumen hervor. Am Himmel sehen wir

imposante Wolkengebilde von strahlendem Weiß bis Hellgrau auf dem kräftig blauen Grund. Wir halten an und machen Fotos, weil es so schön von der Sonne angestrahlt wird. Als ich mich umdrehe, finde ich, dass die gegenüberliegende

Seite wesentlich trister aussieht. Die S-Bahn-Schienen wirken wie Teile eines Industriegeländes, weiter rechts liegen das alte Flughafengebäude und dazwischen wenig überzeugende Bauten. (Feldtagebuch, 21.10.13)



herrscht dort eine freie, nicht reglementierte Atmosphäre. Die Stimmung ist jahres- und tageszeitenabhängig und reicht von kontemplativer Ruhe bis zu pulsierendem Treiben. Diese Eigenschaften machen die besondere Anziehungskraft des Raumes aus. Deshalb treffen sich hier Menschen. Deshalb treiben sie hier auch Sport. KiterInnen messen den Eigenschaften des Feldes zudem einen speziellen Stellenwert bei. Sie sind nämlich auf diese Freifläche angewiesen, um ihren Sport überhaupt ausüben zu können und kommen dementsprechend auch von weit her. JoggerInnen hingegen haben sich den Raum seit der Öffnung als Laufstrecke angeeignet, obwohl sie – angesichts umliegender Parks – nicht darauf angewiesen wären. Die meisten von ihnen wohnen in den angrenzenden Stadtbezirken.

Die besonderen räumlichen Gegebenheiten also ermöglichen auch besondere „sportliche“ Formationen und Konfigurationen. JoggerInnen können hier deshalb als „IndividualsportlerInnen“ agieren, das heißt vorwiegend allein, doch in Sichtweite anderer und terminlich ungebunden. KiterInnen leben ihren Sport dagegen eher in Gemeinschaft

aus. Das Feld ist also ein räumlich und zeitlich zwar begrenzter, aber „typischer“ Ausschnitt der Stadt: „Berlin im Kleinformat“. Auf dieser Bühne können alle Lebensstile nebeneinander und miteinander ausgelebt werden. Hier drückt sich also die Pluralisierung urbaner Lebensstile deutlich in der großen Vielfalt und Individualität sportlicher Aktivitäten aus.

Das Tempelhofer Feld ist aber noch mehr als das. Denn auch als Sportfeld verkörpert es einen politischen Raum: Auch unsere Forschungen etwa sollten nämlich zum Erhalt des Feldes beitragen. Darum baten unsere GesprächspartnerInnen immer wieder: dass wir auch eine Art Sprachrohr für die Interessen der BürgerInnen sein sollten.

Das können Forschung und Wissenschaft natürlich nicht einfach tun, weil sie auch Distanz zum Gegenstand einhalten müssen: Sonst sind die Ergebnisse nichts wert, nur noch mehr Politik. Aber Forschung kann sehr wohl deutlich machen, was Menschen und Städte „wollen“. Und auf dem Tempelhofer Feld sind sich wohl alle schlichtweg einig, dass das Feld in seiner Einzigartigkeit unbedingt erhalten werden muss.



GRILLEN IST KULTUR!

von Lara Deininger und Lina Lange

SCHMEISST DEN GRILL AN!

Manchen wird bei dem Gedanken an Berge von Fleisch, das über offenem Feuer gebruzelt wird, das Wasser im Mund zusammenlaufen. Andere wird der pure Ekel packen. Geschmäcker sind verschieden. Die meisten von uns haben ihre eigene Ernährungsphilosophie, die darüber entscheidet, welche Nahrungsmittel verwendet werden, wie das Essen zubereitet, gewürzt und wie gegessen wird.

Wir dachten, wir würden nach der Erforschung der Grillwiesen auf dem Tempelhofer Feld Expertinnen sein für alles, das mit Grillen zu tun hat. Wir wären eingeweiht, wie man den Grill richtig anfeuert, welches Fleisch wie am leckersten zubereitet wird, welche Beilagen am besten passen und ob es sich lohnt, richtiges Geschirr mit auf das Feld zu schleppen. Wir haben uns auf Diskussionen darüber eingestellt, ob man

Tiere essen darf oder nicht, ob es immer der selbstgemachte Salat sein muss oder ob der Fertig-Nudelsalat vom Discounter genauso gut schmeckt. Doch dann kam alles ganz anders. Wir verstanden: Grillen ist nicht nur Essen, es ist *Kultur*.

Aber wir wollten ja auch gar nicht die besten Grillrezepte sammeln, sondern vielmehr erfahren, warum Menschen die heimische Küche verlassen, um „open air“ zu grillen. Warum schleppen sie ihren halben Hausrat, riesige Grills und jede Menge Nahrungsmittel auf das Tempelhofer Feld, um dort schlecht ausgerüstet Essen zu zubereiten und zu verspeisen?

So haben wir uns auf dem Feld also kaum über Grillrezepte und Anheizstrategien ausgetauscht. Wir haben uns nicht mit Gourmets, Fleischanbetern oder Würz-

Es riecht nach Sonnencreme, angebranntem Fleisch und Apfeltabak. Am Wiesenrand stehen verlassene Grills, auf denen frischer Tee köchelt. Die späte Nachmittagssonne scheint angenehm warm auf unsere Rücken. Es ist Wochenende. Auf unserer Decke sitzen wir wie auf einem kleinen Floß inmitten dieses bunten Flickenteppichs. Wir blicken über das Feld. Um uns kleine Inseln aus Menschen, inmitten eines grünen Wiesenmeeres.

Es herrscht reges Treiben zwischen dem Eingang Columbiadamm und der Grillwiese: auf Gepäckträger geschnürte Kinderfahrräder, mit Plastikpfandflaschen gefüllte Mülltüten, Kohlesäcke, plastiktütenbehängene Baggies, zusammengeschnürte Zelte. Grills werden unterm Arm getragen oder auf Rädern hinter sich hergezogen. Zusammen gerollte Sonnenschirme an Hackenkarren befestigt. Salatschüsseln, Klappstühle,

Falttische ziehen vorbei. Kaum jemand hat eine Hand frei, der auf der Grillwiese ankommt oder nach Hause aufbricht. Im Hintergrund das riesige Flughafengebäude. Einige Meter neben mir schläft ein Mann im Schatten eines aufgebauten Windschutzes. Stimmengewirr und fröhliches Kindergekreische schwirren durch die Sommerluft. Am Himmel kreisen Drachen in Schmetterlingsform. Eine Frau räumt leere Flaschen, aufgerissene



meisterinnen unterhalten. Wir haben vielmehr Menschen erlebt, für die das Grillen eine ganz andere Bedeutung hat, die weit über das Geschmackserlebnis hinausgeht. Sie haben mit uns über die Bedeutung der Familie und den Zusammenhalt unter Freunden gesprochen, über Rassismus und ethnische Zugehörigkeit, über Religion und Berlin. Und natürlich ganz besonders darüber, was das Grillen und Picknicken auf dem Feld für die Organisation ihres Alltages und ihre Gewohnheiten bedeutet.

Lina: „Ok, verstehe. Und mit dem Essen, sprecht ihr das vorher ab, wer was mitnimmt?“

Michael: „Jeder ist Selbstversorger. Irgendwie passt das alles schon. ... Da wird nicht groß: Alles zu aufwendig. Wir machen das alles relativ spontan. Und jeder bringt was mit und dann ist das gut. Das wird nicht generalstabsmäßig geplant. Hauptsache Grill ist da und Kohle ist da.“ (Interview, 01.09.2013)

Packungen und schmutzige Teller und Gläser zwischen den Tüten und Decken zusammen. Ihre Familie sitzt im Kreis unter einem Sonnenschirm. Der leichte Wind schafft etwas Abkühlung. Provisorisch an Fahrrädern befestigte Tücher flattern umher. In einer Studierendengruppe neben uns werden Shishaschläuche herumgereicht. Auf den freien Rasenstücken zwischen den Gruppen wird ein Ball hin und her gekickt. Ein junger Mann

fährt mit motorisiertem Skateboard dazwischen. Aufgeregte Zurufe. Zwei Typen tragen einen Kasten Bier über die Wiese und junge Mädchen mit Kopftuch begrüßen sich mit Wangenküssen. Picknickkörbe werden ausgepackt. Frischer Fisch in Alufolie gewickelt. Paprika geschnitten. Es gibt Bier aus der Tiefkühlbox. Auf den umliegenden Wiesen haben Familien unter den Bäumen Schutz vor der Sonne gefunden. Fleisch wird

zwischen der Grillwiese und den Familien hin- und her getragen. Männer mit Arbeitshandschuhen und kleinen Kindern auf dem Arm wedeln mit Plastiktellern vor der Kohle herum. Im Schatten bereiten Frauen an Klapp-tischen Salate zu. Lange Baguettes ragen aus einer Stofftasche an einem Fahrradlenker. (Feldtagebuch, 06.09.2013)

ESSEN: EIN SOZIALES EREIGNIS

Als die Europäische Ethnologie noch Volkskunde hieß, gab es einen mehr oder weniger festen Kanon an Forschungsthemen. Neben der Erzähl-, Kleidungs-, Haus- und Brauchforschung war auch die Nahrungsforschung ein volkskundliches Thema par excellence. Ulrich Tolksdorf schreibt dazu, dass „Essen und Trinken auch als ein gesellschaftliches Operationsgefüge [erscheint], das Orientierung und Kommunikation zwischen Gruppen und Individuen sicherstellt. In diesem Sinne bedeutet ‚Küche‘ auch ein *kulturales System*, mit dem jeweils bestimmte soziale Bedürfnis-Situationen bewältigt werden.“ (Tolksdorf 2001: 239) Gemeinsam zu essen stellt sicher, dass soziales Miteinander entsteht und dass soziale Hierarchie gewährleistet ist. Der Germanist Alois Wierlacher sieht im gemeinsamen Mahl ein Mittel, das Gemeinschaft stiftet und Vertrauen bildet. Durch das gemeinsame Essen werde ein Gemeinschaftsbewusstsein ausgedrückt und nach außen kommuniziert (Wierlacher 1993: 5). So stärken soziale Gruppen schon immer ihren Zusammenhalt nach innen und grenzen sich dadurch zugleich nach außen ab.

Dies alles gilt offenbar auch heute noch – und auch für das Grillen. Wie sieht das nun auf dem Feld aus? Wir haben beobachtet, dass es bis auf eine Ausnahme keine Person gab,

die alleine gegrillt hat. Meist waren es recht große Gruppen von fünf bis dreißig Leuten. In seltenen Fällen kleinere Gruppen. Grillen ist also ein Gemeinschaftsprojekt. Und weil es gar nicht so leicht ist, so viele Leute zusammenzutrommeln, wird das Grillen zum Event. Der Erlebnischarakter beim Grillen macht noch mehr Lust, sich zu treffen. Das Grillen wird als Anlass deklariert, um als Familie zusammenzukommen, um sich mit Freundinnen zu treffen oder um als Gruppe den Tag zusammen zu verbringen – wenn eben ein Mitglied der Gruppe die Initiative übernimmt.

Denn Grillen ist ein langwieriger, teilweise tagessfüllender Zeitvertreib. So wird die Gruppe auch über die gemeinsam verbrachte Zeit aneinander gebunden und dadurch gefestigt. Eine große Rolle spielt dabei, dass Grillen als Tätigkeitsmuster eher offen ist. Man hat etwas zu tun, ist nicht darauf angewiesen, sich die ganze Zeit zu unterhalten. Außerdem ist es abwechslungsreich: Es passiert immer was. Der Grill muss angeheizt werden, Stühle arrangiert, Decken ausgebreitet, Grillgut muss gewendet werden – bis dann auch gegessen werden darf. Danach wollen sich alle entspannen, sich vielleicht hinlegen, ein bisschen die Augen zumachen. Und zum Schluss muss wieder aufgeräumt und abgebaut werden.



GRILLEN ALS MODERNES GRUPPENRITUAL

Alle bringen etwas auf das Feld mit. Sei es Fleisch, Brot, Salat, Getränke oder einen Sonnenschirm. Das Grillen wird so zu einem Ritual, das deshalb funktioniert, weil jeder, der sich zur Gruppe zugehörig fühlt, ihm eine eigene symbolische Form geben kann: durch Erzählungen, Umarmungen oder die mitgebrachte Torte. Alle tragen so dazu bei, dass das Zusammensein gelingt. Der individuelle Essgenuss ist nicht mehr so wichtig. Es geht mehr um das Soziale und Emotionale. Grillen vergemeinschaftet: Eine lose Ansammlung von Menschen wird zu einer geschlossenen und festen Gruppe, deren Mitglieder sich über das Grillen rückversichern können, zur Gruppe zu gehören. Wir essen gemeinsam, also gehören wir zusammen. Viele schätzten auch die entspannte Atmosphäre auf dem Feld während des Grillens. Denn das Zusammensitzen hat auch etwas Romantisches und Gemütliches, so erzählten uns unsere Interviewten.

Lara: *„Was hat denn das Grillen für dich für eine Bedeutung?“*

Yesmin: *„Das Essen hat eigentlich wenig zu sagen. Dieses Zusammensein und zusammen sitzen und quatschen ist eigentlich das.“*
 Ismail: *„Also das Essen ist bei uns in der Kultur auch so mehr ein gemeinschaftliches, familiäres Gefühl.“*

Yesmin: *„Ja.“*

Ismail: *„Also es geht weniger ums Mahl. Dass man was verzehrt hat, wenn man hungrig ist, sondern einfach nur das Zusammensein.“*

Murat: *„Das Wir-Gefühl stärken.“*

Ismail: *„Das Wir-Gefühl, genau!“*

(Interview, 20.07.2013)

Auch wir als Forscherinnen wurden in die Familien und Cliquen integriert. Wenn wir auf die Gruppen zgingen, wurde uns fast in allen Fällen etwas zum Probieren und Essen angeboten. Die meisten luden uns ein, uns dazu zu setzen. Diese spontane Gastfreundschaft hat uns immer wieder überrascht. Gleich wurde zusammengerückt, um Platz auf der Decke zu machen. Es wurde sauberes Geschirr geholt und Berge an Essen aufgefüllt. Wir fühlten uns richtig willkommen und versorgt. Ob es uns denn schmecke, war dann der logische Gesprächseinstieg – immer mit der Frage verbunden, ob wir nicht noch mehr essen wollten. Das verstanden wir als eine Einladung, länger zu bleiben. Und wir blieben länger und quatschten auch nach den Interviews noch mit den Menschen, über dies und das. Solange uns Nachschlag oder ein zweites Getränk angeboten wurde, hatten wir quasi die Legitimation zu bleiben.

AFIYET OLSUN! – „SOLL GUT SCHMECKEN!“

Viele Familien hatten ihre Semavers auf das Feld mitgebracht und bereiteten dort frischen Çay zu. Überall köchelten Teekannen auf den Grills oder auf eigens dafür vorgesehenen Öfen. Besonders die Grillwiese am Columbiadamm war durch dieses Bild geprägt.

So wurden auch wir bei unseren Feldaufenthalten immer wieder auf ein Glas Tee eingeladen. Die Türkei wurde uns als *Teeland* beschrieben, in dem jede Familie einen Semaver besitze. Tee gebe es dort zum Frühstück und nach jeder Mahlzeit. Deutschland sei dem gegenüber eher ein *Kaffeeland*.

Pinar: „*Afiyet olsun!*“

Anna: „*„Soll gut schmecken“.* Bei uns sagt man das vor dem Essen und nach dem Essen. Und wenn man jemandem etwas ein-schenkt, sagt man das auch.“

Lina: „*„Das war türkisch dieses Wort?“*“

Pinar: „*„Ja, türkisch.“*“

Lina: „*„Kommt ihr aus der Türkei?“*“

Pinar: „*„Ja.“*“

Lina: „*„Und macht ihr das da auch immer so?“*“

Anna: „*„Das ist Standard.“*“

Pinar: „*„Türkei, Teeland. Fast alle trinken. Viele.“*“

Lina: „*„Und egal wo? Drinnen, draußen?“*“

Pinar: „*„Ja. Viele trinken gern. Nach dem Essen, mit Frühstück. Deutschland, Kaffee.“*“

(Interview, 06.09.2013)

TEETRINKEN ALS MIGRANTISCHE PRAXIS?

Für einige ist das Teetrinken Tradition. Viele unserer GesprächspartnerInnen sind jedoch gebürtige Deutsche und leben hier in zweiter oder dritter Generation. Sie haben den Semaver zum Beispiel im Türkeiurlaub bei Verwandten entdeckt und bringen ihn eben nach Deutschland mit, wie Andere die Espressokanne aus dem Italienurlaub.

Ali: „*„Semaver auf Türkisch, ja.“*“

Lina: „*„Ah, Semaver. Das ist extra für draußen, oder benutzt ihr das auch drinnen in der Wohnung?“*“

Ali: „*„Nein, nein, das ist nur für draußen halt. Das ist auch mit Holzkohle.“*“

Lina: „*„Habt ihr das extra fürs Grillen geholt?“*“

Ali: „*„Ja, wenn wir ma grillen, dann trinken wir auch Tee.“*“

Lina: „*„Tee gehört sozusagen dazu?“*“

Ali: „*„Genau, genau, genau.“*“

Lina: „*„Und kommt ihr aus der Türkei? Weil das zumindest türkisches ...“*“

Ali: „*„Ich... wir... Also wir sind gebürtige Berliner, aber ham das aus der Türkei mitgebracht sozusagen.“*“

Lina: „*„Wie seid ihr auf die Idee gekommen?“*“

Ali: „*„Das haben wir im Urlaub so gesehen bei unseren Verwandten. Und da dachten wir ok, das is das Ideale für Deutschland und dann nehm wir's mit, ne? Und dann haben wir uns das mitgenommen.“*“

(Interview, 01.09.2013)

Currypulver aus Indien, Paella aus Spanien, Enchiladas aus Mexiko oder eben Çay aus der Türkei: Wer im Urlaub auf den Geschmack gekommen ist, will offenbar auch zu Hause etwas davon haben. Ob die ausgewählten Gerichte und Getränke tatsächlich den typischen Gusto ihres Herkunftslandes widerspiegeln ist zweitrangig. Vielmehr geht es darum, bestimmte Vorstellungen über das Land in Erinnerung zu rufen.

Soziale Praktiken wie die Teezubereitung mit dem Semaver entwickeln sich also über ganz

unterschiedliche Wege: über familiäre Traditionen ebenso wie über Urlaubserfahrungen oder Moden. Auch wenn es den Meisten bei Tee und Semaver gar nicht unbedingt um die Erhaltung eines türkischen Kulturgutes geht, sondern darum, eine entspannte Atmosphäre in ihrer Gruppe zu schaffen: Von außen betrachtet, sieht man nun auf einmal eine Gemeinschaft auf dem Feld, deren Markenzeichen der Semaver zu sein scheint. Dieser Eindruck verleitet schnell zu einer Ethnisierung bestimmter Gruppen: Tee – Semaver – Türken.

Da das Reisen und das Leben an verschiedenen Orten selbstverständlich geworden sind, lässt sich auch unsere Lebenswelt nicht mehr ausschließlich anhand nationaler Grenzen bestimmen. Vielmehr sind es meist unterschiedliche Räume und Welten, die sich überlagern, schneiden und verschieben. So hat uns auch Aischa, eine ungefähr 25-jährige BWL – Studentin, ihre Situation beschrieben:

Lara: *„Aber würdest du sagen ihr seid Türken?“*

Aischa: *„Weiß ich nicht. Also eigentlich Türk-Deutsche. Also zumindest, weil ich bin ja auch schon hier geboren. Meine Eltern sind schon Türken. Wir sind so mittlere Generation hier, wir sind alle hier geboren. Also daher, keine Ahnung. Wir sind so Mischlinge.“*

Lina: *„Aber woran machst du das denn fest?“*

Aischa: *„Also ich sag auch schon Türkin, aber klar, wenn ich hier geboren bin, dann, ist es eigentlich halt so. Ich bin halb halb*

eigentlich. Keine Ahnung. Also aus der Türkei hab ich eher wenig. Ich geh ja, wenn überhaupt, einmal im Jahr in die Türkei.“

Lina: *„Habt ihr noch Familie da?“*

Aischa: *„Die meiste Familie is da drüben. Alle sind eigentlich 'nen bisschen drüben. Ich besuch halt nur mein Papas Seite hier so ein bisschen. Nur die Geschwister und die Mutter ... also wir haben hier wirklich sehr wenig Familie. Wir haben hier mehr Freunde.“*

(Interview, 06.09.2013)

Mit der Mobilität verändert sich auch das Verhältnis des Menschen zum Ort. Früher, so beschreibt es der französische Ethnologe Marc Augé, bestanden die sozialen Bindungen an einem Ort durch eine gemeinsame Sprache und das Einhalten bestimmter nicht-formulierter Regeln und Bräuche (Augé 1995: 118). Auf diese Weise war die eigene Identität mit dem Ort fest verwoben. Den Menschen umgaben feste soziale Strukturen, innerhalb derer er seinen Platz und den der Anderen kannte. In Zeiten von Globalisierung und Migration hingegen lösen sich diese Strukturen teilweise auf und es entstehen „transnationale soziale Räume“ (Schroer 2005: 210). Kulturelle Praktiken werden mitgenommen, umgewandelt, neu entdeckt, vermischt oder mit neuen Bedeutungen belegt. So ist das Teezubereiten mit dem Semaver keine räumlich oder ethnisch fixierte kulturelle Praktik mehr, die als „Container-Modell“ (Song 2012: 72) aus dem Heimatland mitgebracht wird. Sie schafft vielmehr einen neuen kulturellen Raum zur Bildung von Gemeinschaften und neuen Ritualen.

DIE TEE-COMMUNITY: EINE GEMEINSCHAFT AUF ZEIT

Weil die meisten Menschen auf dem Grillfeld jedoch keine Semavers benutzen, wird das Teeritual scheinbar doch immer wieder zum Identitätsmerkmal einer bestimmten

Gruppe. Die Anschaulichkeit und Ästhetik der Teezubereitung bestimmt die Interaktion innerhalb der Gruppe als Kommunikationsmittel nach außen. Dieses kleine

Ritual, das sich so offensichtlich von den *traditionellen „deutschen“ Grillmethoden* unterscheidet, macht sie für die Soziologin Eva Barlösius zu einem „kulinarischen Stereotyp“ (Barlösius 1999: 148). Für andere sieht es so aus, als wäre der Semaver das Symbol einer ethnischen Gemeinschaft.

Das spiegelt sich auch in einer räumlichen Teilung der Grillwiese am Columbiadamm wider. Im östlichen Wiesenbereich sieht man vermehrt Semavers auf den Grills stehen, im westlichen Bereich ist dieses Bild hingegen seltener. Die einzelnen Gruppen innerhalb der Bereiche treten jedoch weder in direkten Kontakt miteinander, noch verstehen sie sich als Teil einer festen Community.

Vielmehr betonen alle Gruppen ein gewisses Desinteresse an neuen Kontakten und den Wunsch, in ihrer eigenen Gruppe zu bleiben. Auch uns erging es so: Sobald wir von den Interviews aufbrachen, um zu einer anderen Gruppe zu gehen, wurde uns nicht zum Abschied gewunken. Da waren wir dann nicht mehr Teil der Gruppe, sondern wieder Fremde.



Aischa: „Gerade eben kam zum Beispiel ‘ne Familie und meinte, sie haben Kohle irgendetwas vergessen und dann kommt man auch schon so ins Gespräch halt. Natürlich, die ham gefragt, dann gibt man halt, aber ansonsten (...) Ich weiß nicht. Ich würd jetzt nicht einfach so woanders hingehen. Aber ich muss auch sagen, in der Türkei kommt es ja drauf an, ob du von ‘ner großen Stadt redest oder so ‘nem kleinen Dorf. Da kennt sich sowieso jeder, also dann redet man einfach miteinander. Aber ich denk ma, wenn man aus so ‘ner Großstadt kommt und dann halt dort wie wir jetzt, dann redet man glaub ich auch nicht so. Außer man braucht mal was, dann ja.“ (Interview, 06.09.2013)

Ismail: „Naja, ich find, wenn man sagt, dass Grillen connectet, dann hat man auf jeden Fall zu große Wörter gesagt. Also Grillen is ja kein Volkssport oder es is ja kein Sport, wo du ne Gemeinschaft draus bildest. Man geht ja auch nicht ins Schwimmbad und sagt ‚Hier, willst du mein Handtuch haben?‘ oder so. Ist ja genau dasselbe.“

Wir wollen zur ersten Grillwiese zurückgehen, um zu beobachten, ob sich auch dort der Platz ein wenig gefüllt hat. Aus ungefähr 15 Metern Entfernung machen wir ein Foto von einer relativ großen Gruppe. Eine junge Frau in unserem Alter fordert uns nach kurzer Zeit schreiend auf, keine Fotos von ihr zu machen und die bisherigen Fotos zu löschen. Wir reagieren nicht verbal. Die Frau regt sich immer weiter auf und droht mit Anzeige, falls sie

das Bild im Internet finden sollte. Ein anderer Mann steigt mit den Worten ein, dass Fotografieren ja okay sei, aber nur, wenn wir vorher gefragt hätten. Daraufhin tun wir so, als würden wir die Bilder löschen, aber die Gruppe ereifert sich weiter. Die Stimmung wird für uns immer aggressiver, also beeilen wir uns weiterzugehen. Einerseits habe ich das Gefühl, die Frau wollte sich nur aufregen. Besonders weil sie immer aggressiver wurde, sagten wir weniger.

Auf der anderen Seite schien es ihr auch sehr wichtig zu sein, nicht fotografiert zu werden. Da wurde ein innerer Druck deutlich und ein echtes Anliegen. Vielleicht hatte sie schon mal schlechte Erfahrungen gemacht. Ich konnte die Frau sehr gut verstehen: Dass wir um die kreisförmige Fläche herumgehen und gaffen und dann ‚von außen‘ Fotos machen, kann schon negativ aufgefasst werden. (Feldtagebuch, 20.02.2013)

Aber wenn jemand nach etwas fragt, dann gibt man auch gerne. Also bei uns in der Kultur ist das so. Wenn jemand fragt, dann gibt man dem eher als man selber da was davon hat.“

Sophia: „*Ich denk ma das ist so 'ne Freiheit, jeder für sich. So guckt man, was der Andere macht. Das is schon, man ist für sich da. Was drum und dran geschieht, beobachtet man eigentlich nicht. Das ist eigentlich im Freien. Ne Gruppe für sich.“* (Interview, 20.07.2013)

Statt einer festen Community bildet sich auf dem Feld also eine Gemeinschaft auf

Zeit. Über bestimmte symbolische Objekte (den Semaver) und Handlungen (die Teezubereitung) entwickelt sich ein Gefühl der Zusammengehörigkeit. Die Motivationen sind jedoch vielfältig und lassen sich nicht verallgemeinern. Dennoch festigt sich durch das Teeritual ein Teil der eigenen Identität, der an persönliche Geschichten anknüpft und sie mit der aktuellen Lebenssituation verbindet. Öffentlicher urbaner Raum wird so zu einem Ort der Verhandlung von Alltag und Zugehörigkeit. Er schafft neue Möglichkeiten der Identitätsstiftung und Selbstverortung von Individuen und Gruppen in der Stadt.

JEDER HAT DAS RECHT, NICHT BEFORSCHT ZU WERDEN

Die Anekdote zeigt, wie sehr ethnologische Forschung von der Bereitschaft der *Beforschten* und von ihrem Eindruck von den Forschenden abhängt. Jede Person hat das Recht, nicht erforscht zu werden. Außerdem ist Forschung davon beeinflusst, was Menschen von sich zeigen und was sie nicht von sich zeigen, was sie sagen und was sie nicht sagen, was sie tun und was sie nicht tun. Unser Forschungsmaterial, also unsere *Quellen*, produzieren wir als Forscherinnen selbst. Und das nicht

in einem sterilen und *objektiven* Kontext, sondern in einer zwischenmenschlichen Interaktion oder eines Gesprächs. Das heißt das Forschungsmaterial ist von den Beziehungen zwischen den Menschen und den Forschenden beeinflusst. Keineswegs ist hierbei aber von einer eindimensionalen Beziehung die Rede. Denn auch die *Beforschten* bilden sich eine Meinung über die Forschende und dies beeinflusst wiederum ihr Handeln und wird auf die Forschende zurückreflektiert.

APPENDIX: SELBSTVERORTUNG?

Als Forscherin muss ich mir vor jeder Forschung eine Menge Fragen stellen. Denn meine Position und mein Handeln bestimmen, wie sich die Forschung entwickeln wird. Ich muss mich also damit auseinandersetzen, wer ich bin, welche Vorannahmen ich über das Feld treffe, aus welcher Position heraus ich spreche, welches Anliegen ich mit der Forschung verfolge, welche Vorstellungen von *richtig* und *falsch* ich habe.

Natürlich will ich mit meiner Forschung etwas herausfinden. Aber ich muss auch bedenken, was ich damit bewirke. Auch wenn die ethnologische Forschung sicherlich über wenig öffentlichen Einfluss verfügt, sollte sie ebenso wenig unterschätzt werden. Alles Geschriebene und Gesagte, alles Beschriebene und Benannte wirkt in das Feld zurück. Menschen, über die und mit denen geforscht wurde, fühlen sich angesprochen oder missverstanden. Andere lesen darüber, bekommen neue Einsichten, lassen sich dadurch berühren oder fühlen sich befremdet. Forschung kann marginalisierten Gruppierungen einerseits *eine Stimme geben*.

Andererseits kann sie neue Sichtweisen bewirken, weil sie größere Zusammenhänge aufzeigt.

Sprache ist in dem Zusammenhang ein machtvolles Instrument, das be- und entnennt. Beim Schreiben des Feldtagebuchs muss ich kategorisieren: Mann – Frau, jung – alt, etc. Uns sind auf den Grillwiesen oft Frauen mit Kopftuch aufgefallen. Vorschnell urteilten wir, dass müssten Frauen „mit Migrationshintergrund“ sein. Erst später reflektierten wir, was ein solcher Begriff mit uns und ihnen macht. Dass er enorm aufgeladen ist und bestimmte Vorstellungen transportiert. Dass er aus unserer Sicht stigmatisiert. Und das wollten wir auf keinen Fall.

Zugleich jedoch sind wir durch die Interviewten selbst oft auf das Thema Migration gestoßen worden. Hätten wir die Thematik nicht benannt, hätten wir bewusst auch deren Themen ausgeklammert. Ein schmaler Grad also. Letztlich hilft in solch schwierigen Situationen wohl nur Zuhören, Reden, Nachdenken – und wieder darüber Sprechen.





MISSION: IMPOSSIBLE

Minigolf missverstanden

von Harry Tosch

Seit rund drei Jahren wird das ehemalige Flughafengelände Tempelhof als städtebauliches Vorhaben nicht nur für Freizeitaktivitäten erschlossen, sondern auch von „Pionierprojekten“ genutzt. Ein solches Pionierprojekt ist eine von 16 nationalen und internationalen Künstlern gestaltete Mini-Art-Golfbahn. Das Besondere dabei ist, dass die 18 Spielfelder zwar wie eine gewöhnliche Minigolfbahn angelegt sind, jedoch aus unterschiedlichen recyclebaren Wertstoffen bestehen, also aus achtlos weggeworfenem Hausmüll, Fahrradteilen, PKW-Reifen oder PVC-Rohrstecksystemen. Die kreativen Künstler wollen die Nutzerinnen dazu anregen, sich auch mit dem Thema der Wegwerfgesellschaft auseinander zu setzen. Und sie wollen das mit einem

künstlerischen Angebot tun. Allerdings sagt der Obmann der Gestaltungsgruppe, Christoph Ernst dazu etwas desillusioniert: „Niemand fragt nach den wahren Beweggründen des Pionierprojektes.“ (Interview, 27.05.2013) Die Nutzer des Parcours können die wahre „Mission“ des Künstler-Kollektives offenbar weder richtig verstehen noch wertschätzen.

Das hat mich neugierig gemacht: Wer sind die Nutzer des Pionierfeldes? Und warum wird die Idee der Kunst-Minigolfbahn offenbar nicht angenommen?

Eine erste Annäherung in Form eines Spaziergangs über das Feld habe ich im Feldtagebuch festgehalten.

Um mich mit der für mich „fremden Umgebung“ etwas vertrauter zu machen, werde ich zu Fuß alle Gegebenheiten teils fotografisch und teils durch Tonbandaufzeichnung festhalten. Schon ab dem Platz der Luftbrücke wird einerseits immer wieder auf das „Pionierfeld“ hingewiesen, andererseits nehme ich ebenso

die fragmentarischen Insignien der NS-Epoche (1933-1945) in Augenschein. Unzählige Straßennamen verweisen auf gefallene Kriegshelden – für das Vaterland bis in den Heldentod. Gegenüber dem Haupteingang, Columbiadamm, Ecke Golßenerstraße, befindet sich ein aus Baustahl errichteter Erinnerungsort, der an die

KZ-Opfer von 1933-1935 erinnert. Aus meiner Sicht schon deshalb bemerkenswert, weil auf dem Tempelhofer Feld mit seiner Vielfalt und Freiheit ausgerechnet die zerstörte „Vielfalt“ der Geschichte in die Peripherie „ausgelagert“ worden ist. In dieser unmittelbaren Umgebung liegt auch die Golfbahn. (Feldtagebuch, 01.06.2013)

DAS PIONIERFELD

Die Minigolf-Art-Bahn liegt auf der rückwärtsgewandten Seite des ehemaligen und jetzt denkmalgeschützten Flughafengebäudes, direkt am auffällig weißen Radarturm. Eingebettet zwischen dem Stadtacker, einem gemeinnützigem Projekt und einem Dunlop-Centercourt wird die Golfbahn von 16 Fahnenstangen mit der Aufschrift „nature“ markiert.

Die Anlage ist also etwas fragil, provisorisch und „unwirtlich“. Das macht auch das Beobachten und Befragen nicht einfacher, da die Publikumsfrequenz auf der Golfanlage eher spärlich und die Verweildauer eher kurz ist. Ein erstes Interview gibt mir jedoch der Obmann der Anlage, Christoph Ernst. Bei dem Künstler Ernst handelt es sich um einen Mann im Alter von 55-60 Jahren, mit sonnengebräunter Gesichtshaut und markantem Profil. Ernst ist kein Mann großer Worte und auch sein handwerkliches Vermögen erscheint limitiert. Ernst sieht sich selbst als die treibende Kraft des Künstlerkollektives, wobei er sich mit Auskünften und Aktivitäten doch eher zurückhält. Er geht also wenig auf die Leute zu, beklagt aber zugleich das relative Desinteresse der Feldbesucher. Ihm ist es unverständlich, warum seine Kundschaft nur das zur Kenntnis nimmt, was sie auch sieht: eine Minigolfbahn, die eben eher schlecht als recht funktioniert.

Mit viel Kraftaufwand versucht er gerade vergebens, verzinkte Stahlbleche in eine gewünschte Passform zu „bördeln“. Ich überlege schon, ob ich ihm Ratschläge geben soll oder lieber nicht. Einerseits bin ich zwar gelernter Schlosser, andererseits möchte ich aber weder „Besserwisser“ sein, noch als „Mitarbeiter“ in sein Projekt einbezogen werden. Auf der Bahn 10 („Wildbahn mit Rampe“, entworfen und erhoben von Eckehart Roth aus Thüringen) vernehme ich ein lautes Fluchen, weil die Bahn nicht funktioniert. Ein etwa 30 Jahre altes Pärchen aus Spandau schimpft in Richtung Ernst, der sich erst einmal schuttsuchend in seinen Kiosk zurückzieht. Bevor sie die Anlage verlassen, spreche ich die beiden an.

Christoph: *„Wir zahlen hier 10 Euro für Mission Impossible ... damit der alte Suffkopp für heute ausgesorgt hat.“*

Verena: *„Schau dir bloß mal an, wie der mit dem Werkzeug umgeht, dafür hätte ihn mein Vater vom Hof gejagt.“*

Christoph: *„Was sich heute alles so Künstler nennt ... ich nenne so jemanden bestenfalls einen Lebenskünstler ohne Format, ansonsten würde der sich doch nicht mit angezogenem Schwanz in seine mexikanische Würfelbude zurückziehen ... Mit Kunst oder Handwerk hat der doch nichts zu schaffen, dem traue ich höchstens zu, eine Bierflasche mit der Pumpenzange zu öffnen.“*

Die 1600 Quadratmeter Nutzungsfläche werden nur zu etwa 40% als Spiel-Parcours verwendet. Die Spielfelder sind dabei dicht an dicht angeordnet worden, wobei durchaus beabsichtigt ist, dass die Nutzerinnen ständig aufpassen müssen, nicht in mobile oder statische Stolperfallen zu geraten. Überall verstreut liegen PKW-Reifen, die zusammen mit anderem Schrott die Bespielbarkeit der einzelnen Bahnen erschweren. Ungünstig erscheint mir auch der Standort der Anlage, weil es dort wegen der Aufwinde der ehemaligen Abflugbahn „andauernd zieht wie Hechtsuppe“. Am Eingang befindet sich ein kleines Depot, das zugleich als Kiosk für Getränke

und Speisen genutzt wird. Um sich vor Wind oder Regen zu schützen, haben die Betreiber Markisen und Plastikplanen über vier Tische und die dort befindlichen zusammenklappbaren Bänke gespannt – wobei vergessen wurde, auch für einen Windschutz zu sorgen, damit die Leute dort überhaupt verweilen und konsumieren können. Zur Unterhaltung dient ein altes ungestimmtes Klavier, das an der rückwärtigen Seite des Depots steht. Die Öffnungszeiten sind von 13.00 Uhr bis Sonnenuntergang, je nach Wetter, Montag ist Ruhetag. Eintrittspreise: 3,50 Euro pro Kind und 5 Euro pro Erwachsenen. (Feldtagebuch, 15.05-14.06.2013)

Ernst erwähnt, dass er jeden Donnerstag und Freitag dafür verwenden müsse, um das „teils von roher Gewalt beschädigte Pionierfeld“ wieder zu richten. Dass die Bahn nur als Minigolfbahn wahrgenommen wird, kann er nicht verstehen. „Rings um der Anlage steht doch beschrieben, was wir hier beabsichtigen ... ich verstehe das nicht.“ (Feldtagebuch, 27.05.2013)

Abschließend frage ich eine jüngere Besucherin, warum sich offenbar fast niemand die Beschilderungen durchliest, die das Projekt doch eigentlich recht gut erklärt. Ihre Antwort:

„Ach ich weiß nicht so recht... hier ist ja überall ein Schilderwahnsinn, zu viel Information für uns, wo wir doch bloß mal herkommen wollen um abzuschalten. Manchmal ist weniger auch mehr, wenn man überall auf was auch immer angesprochen wird. Du möchtest doch bestimmt auch mal abschalten oder ziehst du mit deinem Unikram privat um die Häuser?“

Auch Martina kennt die Golfbahn. Sie ist eine etwa 40-jährige alleinerziehende Krankenschwester, die mit ihren Kindern nahe beim des Tempelhofer Feld wohnt. Sie und ihre Kinder nutzen mehrmals in der Woche den angrenzenden Hangarbereich des Feldes, da Lara (9 Jahre) und Hannah (8 Jahre) an erblich bedingtem Asthma leiden. Die Aufwinde an der ehemaligen Radarstation besonders im Sommer sind für



ihre strapazierten Lungen außerordentlich angenehm.

Martina: „Ich kann zwar nicht beurteilen, ob der Ernst ein Künstler oder ein Lebenskünstler ist, doch wenn die scharfkantigen Metallteile auf engstem Raum so angeordnet sind, dass eine akute Verletzungsgefahr besteht, dann sollte man nicht so einfach weitermachen, als sei nichts passiert. Sicher, auch ich habe den Bahnbetrieb nur als das wahrgenommen, was mich auf dem ersten Blick darstellt – eine Minigolfbahn. Vielleicht siehst Du das jetzt als Ausrede an. Aber als Krankenschwester hab ich genug zu tun und hab dann noch nebenbei nach dem Feierabend den Schulkrum meiner Mäuse. Dazu noch all die Handy- und Email-Berieselung. Ich muss auch mal abschalten können, hier auf dem Feld die Seele baumeln lassen, ohne ständig ‚beansprucht‘ zu werden.“

Harry: „Wodurch könnten die Betreiber der Anlage mehr Aufmerksamkeit auf den eigentlichen Ansatz ihrer experimentellen und kreativen Idee lenken?“

Martina: „Verändern könnte man hier schon einiges... Aufmerksamkeit könnte allein schon erzielt werden, dass die mal den Kiosk sowie die angrenzenden Tische und Bänke richtig säubern – da ist ja alles so verkeimt. Im Sommer könnte man doch abends Lampions aufhängen und es gibt bestimmt noch viele weitere Möglichkeiten, wie zum Beispiel einen besseren Windschutz zum Verweilen, denn wer steht schon gerne im Zug. Den Betreibern scheint das wohl völlig egal zu sein.“

Harry: „Das Eintrittsgeld, 3,50 Euro pro Kind und 5 Euro pro Erwachsenen, ist das zu hoch?“

Martina: „Ich halte das fast für unverschämt, völlig egal, wer die Bahn betreibt. (...) Ich denke, dass die Betreiber unsere Gegend mit der „Am Dol“ in Zehlendorf

verwechselt haben. Wie schon gesagt, hier leben mehrheitlich die ‚kleinen Leute‘, die sich eben so über Wasser halten. Eine arbeitslose Mutter hat nicht mal eben 12 Euro zum Verspielen – zumal es dabei allein nicht bleibt, da die Betreiber an ihrem Kiosk ‚rein zufällig‘ nebenbei noch Eis und Getränke vertreiben. (...) Wenn die ‚Künstler‘ schon den moralischen und ethischen Anspruch haben, unsere Wohlstandsgesellschaft positiv zu verändern, dann sollten sie die Preise senken oder Eintrittskarten an Schulen verteilen. Und selbst die, die das Eintrittsgeld nicht ‚jucken‘ sollte, erwarten doch zumindest, dass die Spielbahnen funktionieren – was sich bis jetzt leider noch nicht ergeben hat.“

Um die Funktion der 18 Bahnen auszuprobieren, habe ich schließlich einen praktischen Selbstversuch vollzogen. Resultat: Mehrere Spielbahnen weisen erhebliche „konstruktive“ Schwachstellen auf, da einerseits kein abgeschlagener Minigolfball jemals so viel Eigendynamik aufzubringen vermag, dass er durch die Hindernisse hindurch sein Ziel erreichen könnte. Andererseits sind die Stahlbleche so fest montiert worden, dass höchstens ein Orkan ihr Drehmoment überwinden könnte. Das handwerklich „limitierte“ Reparieren defekter Spielbahnen führt also zu Recht zu Unmut. Und die Taktik von Künstler Ernst, sich in solchen prekären Situationen in seinen Kiosk zurückzuziehen, löst das Problem auch nicht wirklich.

Martina und auch die jüngere Besucherin weisen zudem beide darauf hin, dass die Überflutung mit unterschiedlichsten Ideen und Informationen die Besucherinnen der Tempelhofer Freiheit offenbar eher bedrängt und nervt. Sie wollen sich erholen und spielen – und nicht nur informiert, belehrt und befragt werden.

Solchen Unmut kriegt manchmal auch der Ethnologe ab: „Heute bin ich von zwei ungefähr zehnjährigen Mädchen gefragt worden, was ich

hier an der Golfbahn so mache – ,wohl Leute ausfragen?!‘ Und die Mutter kommt hinzu und ergänzt: ,Student? Sieht eher aus wie einer in

der Midlife-Crisis, der noch einmal alle verfügbaren Chips ins Feuer wirft und studiert!“ (Feldtagebuch, 14.08.2013)

KULTURELLE MISSVERSTÄNDNISSE?

Initiativen wie die Minigolf-Art-Bahn versuchen auf dem Tempelhofer Feld also mehr ökologisches Bewusstsein und mehr „Gespür“ für den Raum zu vermitteln. Das ist verdienstvoll, gelingt aber wohl nur, wenn die Künstler und Raumpioniere das staunende Publikum auch mitnehmen: über spielerische und vor allem funktionierende Angebote.

Die Zukunftsperspektive der Minigolf-Art-Bahn scheint jedenfalls begrenzt – auch durch den auslaufenden Nutzungsvertrag. Andererseits sind kreative Künstler ja auch oft Nomaden, die ihre Ideen an anderen Orten neu – und vielleicht besser? – umsetzen.











URBAN GARDENING

DURCH KAROTTEN ZUR BASISDEMOKRATIE?

von Elain Dorn und Sandra Heinzl

Urban Gardening zieht sich als Schlagwort gegenwärtig durch die gesamte Medienlandschaft. Doch was soll das eigentlich, dieses Gärtnern in der Stadt? Machen ein paar grüne Pflanzen auf dem Balkon bereits einen „Stadtgärtner“ aus? Lebt die Stadt mit Stadtgärten anders, gesünder, besser? Diese Fragen bildeten den Ausgangspunkt für unsere Untersuchungen des Urban Gardening Projekts, das vom Allmende Kontor auf dem Tempelhofer Feld koordiniert wird. Von Frühjahr bis Herbst 2013 konnten wir das Pflanzen, Gießen, Sitzen, Reden, Flanieren im Gemeinschaftsgarten verfolgen. Und wir lernten, dass es hier offenbar um weit mehr geht, als nur um das Pflanzen und Ernten der eigenen Karotten.

Zum Allmende Kontor sagt Frauke (45 Jahre), Mitarbeiterin der Workstation e.V. und eine der Initiatorinnen:

„Mein Hauptanliegen ist in einer lebenswerten Stadt zu leben, das heißt Grünflächen mit Aktionsangeboten zum aktiven Mitmachen im direkten Wohnfeld partizipativ zu gestalten. (...) Das Allmende Kontor versteht sich als Kontakt- und Vernetzungsstelle für gemeinschaftliches Gärtnern in der Stadt. Der Garten auf dem Tempelhofer Feld ist nur ein Beispiel dafür, wie das ausschauen kann. Auch wenn es natürlich erstmal sehr offensichtlich als das Allmende Kontor wahrgenommen wird, aber das ist eben nur der Gemeinschaftsgarten des Allmende Kontors, der sich auch aus meiner Sicht irgendwann verselbstständigen soll. Die Initiatorinnen der Vernetzungs- und Kontaktstelle des Allmende Kontors setzen sich aus Menschen aus ganz Berlin zusammen, die sich politisch zum Thema gemeinschaftliches Gärtnern in der Stadt einsetzen oder solche Räume in der Stadt versuchen anzubieten.“ (Interview, 30.10.2013)

„Irgendwie wirkt der Garten auf den ersten Blick chaotisch, fast schon strukturlos. Willkürlich zusammengeschusterte Hochbeete aus zum Teil alten Haushaltsgegenständen und Europaletten. Nach dem Motto, hier wird alles zusammengeklopft, was nicht niet- und nagelfest ist. Die Wege zwischen den Beeten sind sehr eng, als würde jeder freie Winkel genutzt werden. Nichts ist genormt, alles ein wenig windschief. Die Beete unterschiedlich hoch, manche haben sich einen Hochsitz gebaut, andere sind bunt bemalt. Eine ausrangierte Duschkabine dient als Gewächshäuschen, ein Computermonitor wird zu einer Art Blumentopf umfunktioniert

und abgetragene Schuhe zieren eine Holzranke. Es scheinen der Kreativität keine Grenzen gesetzt zu sein. Besonders auffällig ist, dass es trotz der Dichte an fast jedem Beet Sitzgelegenheiten gibt. Beim Durchschlendern stechen die vielen Schilder stark heraus. Sie kommunizieren Botschaften vom Willkommen über Genervt-sein durch Besucher und Touristen bis hin zu moralischen Hinweisen, dass man kleinen Kindern bitte nicht ihre Ernte rauben soll. Bei genauerer Betrachtung sieht man auch, dass alle Beete nummeriert sind. Der Garten ist in farbliche Nachbarschaften eingeteilt, wie sich an den bunten Fahnen, die in der Luft

wehen, erkennen lässt. Des Weiteren gibt es relativ zentriert im Garten einen breiten Weg der zum Dorfplatz führt. Eine gewisse Ordnung wird es wohl doch geben. Die Beetgröße variiert zwischen einem bis maximal zwei Quadratmetern. Ob die Ernte sehr ertragreich ist? Überhaupt, wie soll das Ganze hier ablaufen? Ich habe ein Beet, säe meine Saat und hoffe am Ende zu ernten? Eine Garantie, dass man für die Arbeit etwas bekommt, kann es nicht geben, da es sich hier um eine öffentlich zugängliche Fläche handelt. Im Garten gibt es keine Zäune, alle Menschen könnten sich einfach bedienen.“ (Feldtagebuch, 23.05.2013)

Die Botschaft ist klar: Es geht vor allem auch darum, andere Menschen für eine aktive Teilnahme an der Stadtentwicklung zu gewinnen. Das Gardening-Projekt also als Großstadtprojekt en miniature. Uns interessiert, wie das funktioniert, wie etwa „Gemeinschaft“ im Garten umgesetzt wird und ob sich die Gärtner als politisch Handelnde sehen.

Inzwischen ist der Gemeinschaftsgarten des Allmende Kontors eines der bekanntesten Urban Gardening Projekte in Deutschland. Und das wohl auch deshalb, weil es so eindrucksvoll mitten im Herzen von Berlin auf dem Tempelhofer Feld liegt. Anfang 2011 wurde das Allmende Kontor von einer selbsternannten Gartenaktivstengruppe von 13 Leuten gegründet, die versuchte, möglichst viele weitere Interessente fürs Gärtnern zu finden. Heute, zwei Jahre später, gibt es bereits 300 Beete und rund 900 Gärtner und die Warteliste für Beetinteressenten ist lang. Doch was fasziniert die Menschen am Gemeinschaftsgärtnern und wie ist solch ein Projekt organisiert und strukturiert?

Dieser Ausschnitt vom Beginn der Forschung zeigt unser noch unsicheres Gefühl für den Raum. Das Feld ist riesig – und was soll der Name „Allmende Kontor“ an diesem Ort? Bei der Namensfindung hatten die Initiatorinnen den Commonsgedanken der amerikanischen Wirtschaftswissenschaftlerin Elinor Ostrom (1999) im Kopf. „Commons“ ist das englischsprachige Pendant des deutschen Wortes „Allmende“. Ostrom hat sich vor allem mit der Ethik und Ökonomie von Gemeinschaftsressourcen oder Allmenden beschäftigt. Ursprünglich verstand man unter Allmende eine lokale Viehweide, die von Bauern gemeinschaftlich für ihre Tiere genutzt wurde. Kerstin (38 Jahre), eine der Initiatorinnen des Kontors, erwähnt Ostrom auch im Interview:

„Die Elinor Ostrom hat ja nicht nur gesagt, Allmenden sind regellos, sondern es muss sozusagen auf reinen moralischen Werten funktionieren, deswegen sind die so wahnsinnig nachhaltig, nachhaltiger als Privatbesitz. Sondern sie hat gesagt, es funktioniert nur, wenn es klare Regeln gibt. Und das sind 12 Regeln oder so,



diese Commoning-Regeln. Und jetzt noch zum Allmende Kontor, ganz kurz noch der Name. Allmende lag so ein bisschen auf der Hand oder der lag nahe, sagen wir's mal so, weil wir in dem Zusammenhang, (...) immer irgendwie mit „Commons“ zu tun hatten. (...) Insofern lag das nah. Also nicht „Commons“, sondern wir nennen das jetzt einfach mal deutsch, weil dass ist ja auch ein alter deutscher Begriff. Und das Kontor kam wirklich echt lustig und aus biographischen Zusammenhängen heraus zustande (...). Wir haben da übelst überlegt und ich war' ne Weile in Norwegen und, also Kontor heißt auf Norwegisch Büro. Also das Büro ist das Kontor.“ (Interview, 23.09.2013)

ALLMENDE HEISST GEMEINSCHAFT

Im Allmende Kontor besteht also der Wunsch gemeinsam etwas aufzubauen. Um solche Vergemeinschaftungsprozesse im Garten nachzuvollziehen, haben wir uns ein wenig mit der Idee und Theorie der „Commons“ auseinandergesetzt.

Die Politik der Commons versucht, den öffentlichen städtischen Freiraum durch kollektive und kooperative Gestaltung als Gemeinschaftsbesitz, als Allmende ins Bewusstsein zu bringen und diesen Raum dann auch praktisch erleb- und gestaltbar zu machen. Silke Helfrich, studierte Philologin, und David Bollier, Journalist und Aktivist, setzen sich in ihren Arbeiten mit diesem Konzept auseinander: *„Commons fördern Sozialbeziehungen und Gemeinschaftlichkeit. Sie sind jene vielfältigen Formen gemeinsamen Sorgetragens, die für die am Homo oeconomicus orientierten Marktökonomien weiterhin unverstänglich bleiben.“* (Helfrich/Bollier 2012: 21)

Es geht bei „Commons“ also nicht um Konsum und Markt, sondern um ein Beziehungsgeflecht der Akteure, die an einem Ort wie dem Tempelhofer Feld zusammenkommen und die städtische Ressource der Freifläche mit dem Allmende Kontor gemeinschaftlich nutzen wollen. Es geht darum, etwas zusammen zu erschaffen, was dem Gemeinwohl zugutekommt.

Auch die Soziologinnen Andrea Baier, Christa Müller und Karin Werner beschäftigen sich mit diesem Gedanken in Gemeinschaftsgärten: *„Urbane Gärten verstehen sich als Projekte der Stadtentwicklung von unten und wollen Beiträge zur Quartierentwicklung, zur Nachbarschaftsgestaltung, zur Erhaltung von Freiräumen und zur Schaffung von grünen und produktiven Orten für alle leisten.“* (Baier/Müller/Werner 2013: 176)

Der Commons-Diskurs möchte also Alternativen zu bestehenden neoliberalen Raum- und Denkkordnungen liefern, sei es für die Politik oder die Wirtschaft. Dabei stehen vor allem Prinzipien der Nachhaltigkeit und

Fairness im Mittelpunkt. Es ist wichtig, dass man ein ethisch und sozial orientiertes Handeln als Grundlage nimmt, um gemeinsam agieren zu können.

PRINZIPIEN FÜR ERFOLGREICHE LÖSUNGEN VON LOKALEN ALLMENDEPROBLEMEN

1. *Klar definierte Grenzen und einen wirksamen Ausschluss von externen Nichtberechtigten.*
2. *Regeln bezüglich der Aneignung und der Bereitstellung der Allmenderessourcen müssen den lokalen Bedingungen angepasst sein.*
3. *Die Nutzer können an Vereinbarungen zur Änderung der Regeln teilnehmen, so dass eine bessere Anpassung an sich ändernde Bedingungen ermöglicht wird.*
4. *Überwachung der Einhaltung der Regeln.*
5. *Abgestufte Sanktionsmöglichkeiten bei Regelverstößen.*
6. *Mechanismen zur Konfliktlösung.*
7. *Die Selbstbestimmung der Gemeinde wird durch übergeordnete Regierungsstellen anerkannt.*

(Kevenhörster 2006: 357)

Und das empfindet auch Sarah so, eine Gärtnerin im Kontor: Sie sagt, dass man sich innerhalb der Nachbarschaften tatsächlich gegenseitig hilft und sich austauscht. Die Initiativgruppe des Allmende Kontors versteht sich selbst dabei als Anlauf- und Vernetzungsstelle. Sie hat folgende Ansprüche: Vermittlung zwischen den verschiedenen Berliner Gemeinschaftsgärten und zwischen nationalen wie internationalen Projekten der urbanen Landwirtschaft, Unterstützung bei der Neugründung anderer Gemeinschaftsgärten, Bildungs- und Öffentlichkeitsarbeit sowie Vernetzung von Forschungen rund um das Thema Urban Gardening. Ein weiterer Grundgedanke ist die Selbstorganisation im Garten. Die Gärtner sollen im Gemeinschaftsgarten alle wichtigen Dinge selbstorganisiert umsetzen und die Initiatorengruppe soll nur noch im Hintergrund als Ansprechpartner fungieren.

In einigen Situationen ergeben sich daraus auch Konflikte: Initiatorinnen und Gärtner

scheinen unterschiedliche Vorstellungen zu haben – etwa bei der Beetvergabe oder Müllentsorgung. Die heile Welt, die oft nach außen demonstriert wird, bekommt also bei näherer Betrachtung Brüche, Harmonie steht nicht immer an der Tagesordnung. Dazu sagen Kerstin, Petra (Mitte 40), die ein Projekt auf dem Kontor leitet, und Claudia (Anfang 30), die für die Bienen Workstation zuständig ist, folgendes:

„Ja wir verhalten uns manchmal noch so wie die Eltern und das ist falsch. Da gibt es auch in unserer 13er Gruppe vom Allmende Kontor-Orgateam sehr unterschiedliche Auffassungen: die einen sagen, die müssen betreut werden, also ganz doll eng von uns betreut werden. Naja, also ich würde sagen, 'ne Mehrheit sagt: das Ziel muss doch sein, dass sie es selbst in die Hand nehmen. Aber das ist schwierig bei der Konstellation mit dieser Vertragsverantwortung.“ (Kerstin, Interview, 23.09.2013)



„Aber, um das abzuschließen, eins hat auf jeden Fall nicht geklappt, aber das kann natürlich sein, dass es an den Mitteln liegt oder... also ich hätte mir gewünscht, dass der Allmende Kontor wirklich so eine Stelle ist, wo man sich gewisse Gerätschaften, gewisse Dinge, die man benötigt zum Gärtnern, dass man sich die ausleihen kann, dass man die da auch teilt und dass dann auch was da ist, was man benutzen kann. Und eben nicht nur drei komplett schrottige Schubkarren, die dann regelmäßig immer abgesperrt sind von irgendeinem Schwachmatten, der das absperrt, obwohl er weiß, dass niemand anderes drankommt. Das ist mir völlig unbegreiflich. (...) Es hat jetzt die Tendenz, dass jeder seine eigenen Gießkannen kauft und sie irgendwo hinhängt. Und irgendwann nimmt jeder seine eigene Schubkarre. Und eben diese Idee, dass man gemeinschaftlich etwas anschafft oder besorgt und es gemeinschaftlich nutzt, dafür gibt's irgendwie keine Struktur oder auch keine Leute, die sich dafür verantwortlich sehen.“ (Petra, Interview, 31.10.2013)

„Und dann, ja, gibt es schon die verschiedenen Ansprüche an Partizipation. Also ich denke, was ich vorhin schon sagte, dass der Anspruch sehr hoch ist, was die Umsetzung von bestimmten Sachen angeht, die Organisation. Und dass es dadurch auch oft sehr ... schwierig ist oder auch gar nicht umsetzbar in einem bestimmten Zeitrahmen, weil mans einfach nicht schafft, das irgendwie zu organisieren.“ (Claudia, Interview, 08.11.2013)

Die Grundidee ist die Bildung eines Kollektivs, das sich mit wichtigen Fragen von Raum- und Stadtpolitik beschäftigt. Doch wie wird das umgesetzt? Der Dorfplatz bietet einen Ort zum Austausch. Von Frühling bis Herbst werden alle zwei Wochen samstags Plena gehalten, an denen alle GärtnerInnen und Interessenten teilnehmen können. Man versammelt sich in einem offenen Kreis, in dem jeder gleichberechtigt ist. Entscheidungen werden also basisdemokratisch getroffen – auch wenn von 900 oft nur 30 Gärtner da sind. Ende des Jahres findet ein Abschlusstreffen statt, es wird zusammengefasst und

reflektiert, was im letzten Jahr passiert ist, und in Arbeitsgruppen werden neue Ziele definiert. Weitere Plattformen der Kommunikation bieten die Facebook-Seite des Kontors und die Garten-Mailingliste. So können die Gärtner auf den neusten Stand gebracht werden. Für die Gärtnerin Dorothee ist vor allem die Rolle der Initiatorinnen sehr wichtig:

„Für mich ist das Team der Gründerinnen und Gründer die Hebamme des Allmende-Kontors. Ich gehöre nicht dazu, bin hier nur Gärtnerin. Aber mir ist klar, dass die Hebammenrolle irgendwann vorbei ist und

sich das Ganze aus eigenen Kräften gestalten muss. Ich erinnere mich an eine letzte wichtige Entscheidung, die wir auf dem Gartentreffen erarbeitet haben: dass wir Nachbarschaften bilden. Wir haben überlegt, dass überschaubare Nachbarschaften besser miteinander kommunizieren und zusammen etwas reißen können als Großgruppen. Für dieses Modell gab es in unseren Runden eine große Fürsprache. Aber als die Sache reif war, lag auch Zurückhaltung in der Luft: Können die, die gerade da sind, diese Entscheidung wirklich treffen?“ (Oya-Online, Ausgabe 22/2013)



HANDS OFF – KONFLIKTE IM GARTEN

Das Tempelhofer Feld ist tatsächlich ein öffentlicher Ort, der für alle frei zugänglich ist. Das Kontor wiederum ist ein Teil des Ganzen und so – mit dem französischen Soziologen Henri Lefebvre – produzieren die Gärtner ihren eigenen Raum: *„Die räumliche Praxis einer Gesellschaft sondert ihren Raum ab; (...) Sie produziert ihn langsam, aber sicher,*

indem sie ihn beherrscht und ihn sich aneignet.“ (Lefebvre 2006: 335) Auch die Gärtner eignen sich den Ort „Feld“ langsam durch ihre Praxen an, die damit zugleich eine Art neue Gemeinschaft aus ihnen macht. Und die Regeln, die für die Gestaltung des Raums und für die Bildung der Gemeinschaft gelten, werden von ihnen selbst ausgehandelt.

„Auffällig ist außerdem, dass es viele Schriftzüge gibt, die entweder andere Menschen willkommen heißen und einladen, Teil des Kontors zu sein oder aber auch auffordern, ihr Beet in Ruhe zu lassen und den Garten zu verlassen. Uns hat sich hier die Frage gestellt, ob das ein Konfliktpunkt innerhalb des Allmende Kontors ist, also auf der eine Seite heißen sie willkommen, auf der anderen Seite wollen sie keine fremden Gäste in ihrem Garten.“ (Feldtagebuch, 12.06.2013)

Ich gehe weiter durch den Garten und fotografiere gerade ein Beet, da werde ich von einem etwas älteren Mann (50-60 Jahre) angesprochen. Er sei Künstler und komme unter der Woche fast täglich aufs Feld. Das Einzige, was ihn auf dem Kontor stört, seien die lauten Kinder. Er habe selbst keine und könne deshalb wahrscheinlich auch nicht gut mit der Lautstärke umgehen, sagt er. Er habe eine Mutter schon angesprochen, bei ihren Kindern ein Machtwort zu sprechen, da sie ihm zu laut waren.

Die Mutter habe aber nur mit den Schultern gezeit und gemeint, dass es nun mal Kinder seien und man ihnen den Mund nicht verbieten könne. Er empfindet sie allerdings als große Störung, trotz der Größe des Feldes seien immer Kinder in der Nähe, die die Stille unterbrechen und Lärm machen. Er ist der Meinung, dass man auch auf einer so großen Freifläche Rücksicht auf seine Mitmenschen nehmen müsse. (Feldtagebuch, 22.10.2013)



Doch gibt es natürlich eine Außenwelt: Da das Feld viel besucht ist, kommt es recht häufig zu Spannungen zwischen Gärtnern und Besuchern.

„Es gibt ‚Fremdernte‘, also durch Externe sage ich jetzt mal, also die dort nicht gärtnern, zum Teil wohl auch sehr gezielt da mit Tüten durchgehen, um alles einzusammeln. Und es gibt aber angeblich

auch Fremdernte untereinander, ich weiß nicht wie viel da dran ist, aber naja es gibt schon einzelne Personen, die auch vielen wohl bekannt sind, die da relativ regelmäßig denken ‚das ist Gemeingut, da kann man überall alles ernten‘. Da fragt man sich natürlich ein Stück weit auch, wie viel da Kultur, also kulturelle Unterschiede, also genau.“ (Frauke, Interview, 30.10.13)

Es wird deutlich, dass „Fremdernte“ besonders nervt, dass aber teilweise auch untereinander abgeerntet wird. Der Gedanke, dass es sich um Gemeingut handelt, scheint für einige Menschen auszureichen, um sich mal hier, mal dort etwas einzustecken. So sagt auch Michael, der selbst Gärtner im Kontor ist, dass es *„fast unmöglich [ist], Tomaten oder Erdbeeren selbst zu ernten.“* Er selbst habe nur ein Zierbeet, welches

trotzdem abgeerntet werde. Um das zu verhindern, haben einige Gärtner Hinweisschilder aufgestellt. Etwa: *„Diese Kiste gehört Jonas Zimmermann (11 Jahre) aus Erfurt/Thüringen.“*

Mit dem angesprochenen Öffentlichkeitsproblem hat auch das letzte Beispiel aus unserem Feldtagebuch zu tun (siehe Feldtagebucheintrag vom 22.10.2013).

LABORATORIUM GEMEINSCHAFTSGARTEN

Wir haben während unserer Feldforschung versucht mit möglichst vielen Gärtnern zu sprechen, an Plena und Workshops teilgenommen und Interviews mit Initiatorinnen geführt. Der Versuch, dabei näheren Kontakt zu bekommen, erwies sich jedoch oft als schwierig. Es fanden sich nur wenige Interviewpartner, die über ihre Erfahrungen im Garten sprechen wollten. Die meisten Gärtner waren kurz angebunden und wollten nicht gestört werden. Auffällig war auch der wiederkehrende Hinweis, dass wir uns diesbezüglich an die Initiativgruppe wenden sollten.

Ein möglicher Grund für diese Zurückhaltung könnte die hohe mediale Präsenz des Kontors sein. Täglich sind Berichte und Dokumentationen über das Tempelhofer Feld und das Allmende Kontor in Berliner Tageszeitungen oder im Internet zu finden. Zudem pilgern täglich viele Touristen auf das Feld, um sich diesen einmaligen Ort anzuschauen. Die Gärtner fühlen sich dadurch wahrscheinlich langsam „unter Beobachtung“ und reagieren unterschiedlich auf diese Situation.

Durch unsere Untersuchung können wir also sagen, dass es sowohl Konfliktstätten zwischen den Gärtnern und Touristen als auch innerhalb der Gartengemeinschaft gibt.

„Ja also, ich sehe das ja immer noch, dass es am Anfang steht, die ersten zwei Jahre

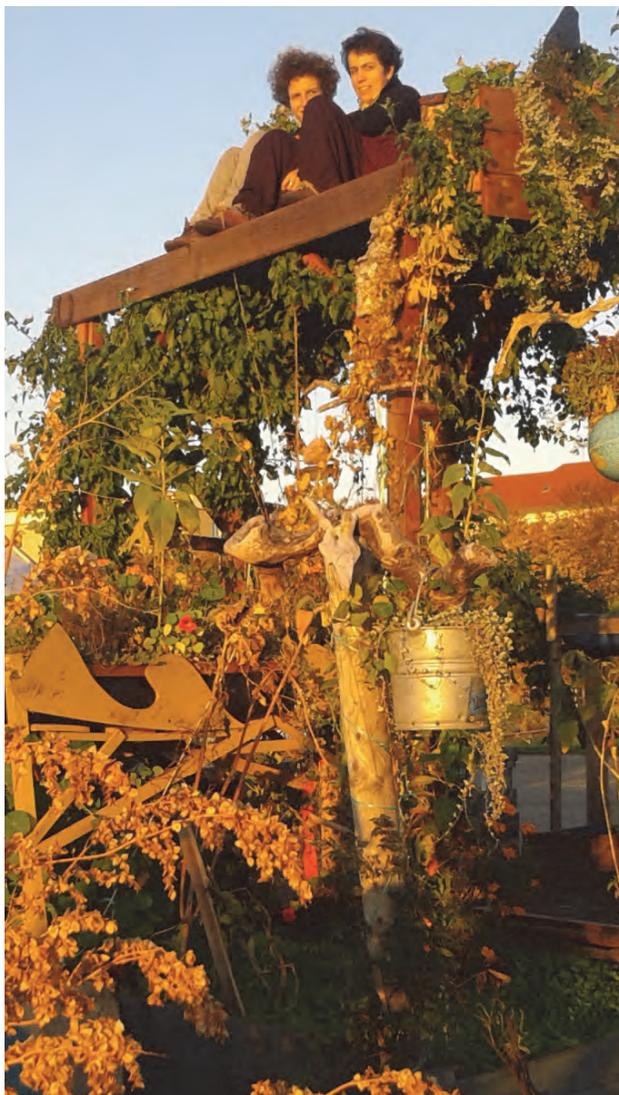
waren eigentlich erstmal so da, um sich zu finden und um irgendwie den Garten aufzubauen. Und jetzt fängt das ja erstmal so langsam an mit der Struktur. Also der Anspruch, dass das jetzt schon fertig ist, das ist glaub ich schwierig zu sagen.“ (Claudia, Interview, 08.11.2013)

Man sollte das Kontor also als ein Labor betrachten, in dem sich die Allmende- und Gemeinschaftsideen eher experiment- und prozesshaft entwickeln. Basisdemokratie und Selbstorganisation im Sinne der Commons sind eben ein sehr hoher Anspruch an das Projekt. Es gibt Beispiele, die diesem Anspruch durchaus gerecht werden: Plena, Workshops, nachhaltige Projekte im Garten und andere mehr. Auf Grund unserer Beobachtungen können wir allerdings auch sagen, dass von insgesamt 900 Beteiligten nur ein Bruchteil diese Angebote wahrnimmt.

Für das Gartenjahr 2014 ist das Bestehen des Allmende Kontors gesichert. Ende des Jahres werden mit „Grün Berlin“, der Berliner Gesellschaft für Stadtentwicklung, wieder Verhandlungen über den künftigen Bestand des Gartens geführt. Das Allmende Kontor hat nur einen Zwischennutzungsvertrag, der jedes Jahr neu ausgehandelt werden muss. Als Pionierprojekt bleibt es nur temporär angelegt. Jedoch hat die Initiative es geschafft, dass die Senatsverwaltung nun

offenbar auch die Bedeutung und den Einfluss des Urban Gardening Projekts deutlicher wahrnimmt. Sie hat ihnen als einzigem Pionierprojekt einen Alternativplatz auf dem Tempelhofer Feld zur Verfügung gestellt, damit das Kontor auch nach der Bebauung bestehen bleibt, eben einige hundert Meter vom jetzigen Ort entfernt.

Es wird spannend zu beobachten sein, ob auch die Gärtner bereit sind, ihr Beet an einem anderen Standort neu zu errichten und wie die bevorstehenden Verhandlungen mit Grün Berlin und der Senatsverwaltung verlaufen. Das Projekt „Allmende Kontor“ jedenfalls hat bestimmt mehr „Zukunft“ verdient!





SCHILLERBAR



SCHAUPLATZ SCHILLERKIEZ EIN KIEZ UNTER BEOBACHTUNG

von Anna Maria Henke und Kathrin Hildebrand

Wenn keine Häuserwand mehr vor mir aufragt, wenn die Augen irritiert in die Ferne schweifen, wenn entfernt nur langsam ein Horizont erkennbar wird, wenn im Hintergrund das Rauschen der Stadt anschwillt, wenn man das Gefühl hat am Meer zu sein: Dann muss das noch längst keine Lyrik sein, sondern ein ganz prosaischer Eindruck, notiert auf der Oderstraße in Neukölln. Hinter uns der Schillerkiez, vor uns das Tempelhofer Feld. Wir sind hier nicht allein. An uns vorbei hetzen oder schlendern Menschen: Wanderer,

Aktivisten, Touristen, Jogger, Kinder, Senioren, Familien.

Der Schillerkiez – ein Ort von dem viele Menschen auf das Tempelhofer Feld gehen. Im Osten des Tempelhofer Feldes erstreckt sich der Kiez vom Columbiadamm bis zum St. Thomas Friedhof an der Leinestraße und wird westlich durch die Hermannstraße begrenzt.

Hier führte nun die Feldforschung 2013 zusammen: einen Kiez, zwei Forscherinnen, fünf Protagonisten und viele Themen und Konflikte. Davon handelt unser Bericht.

ZWEI ANNÄHERUNGEN AN DAS FELD: KATHRIN...

Was bedeutet es für die Anwohner des Tempelhofer Feldes im Schillerkiez, die größte innerstädtische Freifläche Europas vor der eigenen Haustür zu finden? Was sagen August, Annabell, Bea, Henry und Karin dazu, die alle seit Jahren hier leben? Hat sich ihre

Lebensqualität durch den Park mit all seinen Freizeit- und Erholungsmöglichkeiten verbessert?

Meine ersten Eindrücke habe ich im Feldtagebuch zusammengefasst (siehe nächste Seite).

Unterschiedliche Menschen sind mir auf meinem Weg durch den Kiez während der Forschung im Sommer 2013 begegnet. Auffallend gekleidete Menschen in taillierten Röcken, runden Sonnenbrillen, großen dreieckigen und gold-glänzenden Ohrringen,

mit hochgekrempten Hosenbeinen und in ledernen Schnürschuhen.

Sportlerinnen laufen, skaten, fahren an mir vorbei. Darunter auch kleine Kinder die um die Füße der Erwachsenen mit verschiedenen

Fortbewegungsgeräten, wie Roller, Laufrad und Bobby car ihre Bahnen ziehen. Der Trottoir wird vor und neben Cafés von Menschen allen Alters als Sitzgelegenheit in Anspruch genommen. (Feldtagebuch, 3.5.2013)

A u g u s t : 60 Jahre, lebt seit 30 Jahren im Schillerkiez, arbeitet im Callcenter

H e n r y : 35 Jahre, lebt seit 5 Jahren im Kiez, arbeitet als Mediendesigner

K a r i n : 46 Jahre, lebt 15 Jahren im Kiez, arbeitet als Kunstpädagogin

A n n a b e l l : 25 Jahre, lebt nicht im Kiez, Studentin und Kellnerin in der Schillerbar

B e a : 31 Jahre, lebt seit 5 Jahre im Kiez, arbeitet als Filmschaffende

Anfangs dachte ich, ich könnte den Alltag und die Lebenssituationen der Menschen im Kiez so einfach kennen lernen: beobachtend, zuhörend, fragend. Doch dann

fand ich mich plötzlich in einer Lebenswelt wieder, die mich mit den Konflikten meiner Protagonisten konfrontierte und herausforderte.

... UND ANNA

Meinen Zugang zum Schillerkiez fand ich schon vor dem Forschungsprojekt als ich im Jahr 2011 die ersten Stunden der Öffnung des Feldes als Besucherin, Picknickerin und Anwohnerin genießen konnte. Ich wollte das Tempelhofer Feld als Erholungsort nutzen und der tristen Emser Straße mit ihren zwielichten Etablissements entkommen. Einrichtungen wie das „intergalaktische Bürgerhaus“ und Parolen wie „Koof dir Berlin“ an den Hauswänden ließen damals schon erahnen, welche Entwicklungen kommen würden. Doch es lag auch ein Gefühl von Aufbruch in der Luft.

Jetzt, 2013, wohne ich in einem anderen Kiez. Nun gehe ich mit einem anderen Blick durch die Straßen des Schillerkiez: Markant ist die schöne Bausubstanz, der relativ hohe Altbaustand im Kiez, die vielen netten, kleinen und ruhigen Straßen im Vergleich zur lauten Hermannstraße nebenan.

Auffällig ist auch die soziale Mischung: Verschiedenste Lebensentwürfe kommen an

einem Ort zusammen und nutzen den öffentlichen Raum. Es kommen Momente der Verunsicherung auf, wenn man um die Ecke biegt und auf einen „Späti“ trifft, wo sich scheinbar die festetablierte Trinkerszene sammelt, während sich einen Straßenabschnitt weiter ein fremdsprachiges Antiquariat befindet und noch etwas weiter unten drei Friedhöfe an der Schillerpromenade den Kiez in zwei eigenständige Gebiete trennen. So bleibt eine fließende, netzartige Raumerfahrung, die widersprüchlich und heterogen anmutet – ein Ereignisraum mit wechselnden Eindrücken.

Auf dem Stadtplan sehen wir zwar klar strukturierte Flächen, doch was sagen diese Pläne tatsächlich über die Nutzung des Raumes durch die AnwohnerInnen aus? Was verraten sie darüber, in welcher Art und Weise der Kiez bespielt, akzeptiert, ignoriert und genutzt wird? Wo sind auf ihnen die Trampelpfade, die gesprühte Graffitis oder der zum Erholungsort umfunktionierte Friedhof, also die „wirklichen“ Orte und Räume?



Der Stadtplan zeigt auch nicht, dass der nördliche Teil des Kiezes belebter ist aufgrund der unterschiedlichen gastronomischen Angebote, Galerien und „shared workplaces“, oder dass sich im südlichen Teil, um den War-teplatz herum, eine aktive Nachbarschaftsin-

itiative mit Café etabliert hat. Auch die zahl-reichen Studien und Statistiken helfen bei der Suche nach der „gefühlten Wirklichkeit“ im Kiez kaum weiter. Sie haben eher seinen Ruf als „Problemkiez“ gefestigt. Also müssen wir eigene Antworten finden.

SCHAUPLATZ KIEZ UND TEMPELHOFER FELD

Überraschenderweise scheint das Tempel-hofer Feldes für die AnwohnerInnen in ih-rem Alltag nicht so präsent wie anfänglich vermutet. Erste Antworten dazu jedenfalls klingen eher desinteressiert:

„Ich nutze das Tempelhofer Feld als Naher-holungsgebiet zum spazieren gehen. Das hat aber mit den Temperaturen zu tun, das mache ich vor allem nur wens warm ist. Im Winter weniger oder wenn es kalt ist, ist es einfach zu windig da. Letzten Sommer bin ich dort auch Longbord gefahren. Zum Teil habe ich es diesen Sommer genutzt auf dem Rückweg von der Arbeit. Dann bin ich manchmal direkt noch mit ner Kollegin nen Bier trinken gegangen oder so.“ (Bea, An-wohnerin im Kiez, 19.11.2013)

„Eigentlich profitiere ich kaum vom Tem-pelhofer Feld. Das könnte man meinen, weil ich im Schillerkiez wohne, dass ich

irgendwie jeden Tag morgens joggen gehe, Fahrrad fahre oder wenigstens nen Hund hätte den ich auf'm Feld ausführen könnte. Ich geh vielleicht einmal im Monat aufs Feld. und dann aber auch meistens nur, um es Freunden zu zeigen oder um nur mal kurz Luft zu schnappen. Das heißt aber nicht, dass es nicht extrem wichtig für mich ist, also ich find für mich persönlich is es vielleicht nicht so wichtig, aber ich find's wichtig für alle Menschen. Also ich würd's nicht gut finden wenn da wieder 'nen Flug-hafen wäre oder so, oder wenn da irgend-wie jetzt großartig bebaut wird und für 10 Jahre Baustelle ist.“ (Henry, Anwohner im Kiez, 26.10.2013)

Überrascht von dieser ersten Grundstim-mung, fragen wir, was den Schillerkiez im Alltag tatsächlich prägt und welche gemein-samen Themen und Problematiken disku-tiert werden.

SCHAUPLATZ CAFÉ FEED – LEBST DU IM SCHILLERKIEZ?

Diese Frage stellten wir Passanten, denen wir im Kiez begegnen. „Noch lebe ich im Kiez, aber wer weiß wie lange noch“, sagt Maurice, Physikstudent mit türkischem Migrationshintergrund, seit fünf Jahren hier ansässig. Wohin es ihn einmal hin verschlagen wird, kann er jetzt nicht sagen. Eins scheint uns sicher, dass er den Kiez tatsächlich eines Tages wohl verlassen wird.

Noch lebt auch Henry, ein Mediendesigner aus Luxemburg, gerne hier im Kiez. Im Moment fühlt er sich wohl, doch das war nicht immer so in Berlin. An einem schönen, sonnigen Samstagmorgen treffen wir uns mit Henry im Café feed, um einen Kaffee zu trinken und nebenbei ein wenig über den Schillerkiez zu plaudern.

Das Café feed ist hipp und schick, dem aktuell angesagten Stil entsprechend. Möbel aus Holz und „antike“ Requisiten im Vintage- und Shabby-Look, von der Decke hängen Glühbirnen und im Hintergrund dudelt ein spanischer Radiosender. Vor dem Café sind kleine Tische und Stühle aufgebaut, um die sich Menschen drängen. Ein junges urbanes Publikum, gekleidet meist in den aktuellen Trendfarben braun, schwarz, dunkelrot, dunkelgrün – vermeintlich individuell, aber irgendwie doch alle gleich.

Henry lebt gerne hier: „Ja hier im Schillerkiez bleib ich momentan und sehe da auch

keinen Grund in der nächsten Zukunft irgendwie wegzuziehen, weil ich hier so mein Modus gefunden hab.“ Was meint sein „Modus“ genauer?

„Ich lass mich durch den Kiez treiben, durch die verschiedenen Cafés und Läden und guck was so passiert. So gibt's dann halt verschiedene Cafés, in denen ich mich wohl fühle, und andere Cafés, in denen ich mich halt nicht wohl fühle. Ich habe alle Cafés zwei mal ausprobiert und bis auf zwei aber diese für nicht gut empfunden – aus diversen Gründen wie die Qualität des Essens, die Mitarbeiter dort und Leute die da frequentieren.

Ich lebe besonders gerne im Winter hier, wenn der eisige Wind vom Feld reinzieht. Es gibt hier sehr viele praktische Einkaufsmöglichkeiten, die innerhalb sehr kurzer Distanz zu erreichen sind. Vom türkischen Gemüsehändler über den asiatischen Markt, also das ist schon sehr divers und so kann man sich einen Lebensstil aneignen, der'n bisschen ja auch diverser ist. Das heißt, man ist nicht gezwungen nur zum Aldi um die Ecke zu gehen.

Ein Supermarkt beispielsweise muss für mich folgendes beinhalten: nette Leute, gutes Produktionssortiment, viel Bio und Sojaprodukte, also vegetarisch und vegane Sachen, die haben da schon'n bisschen ein spezielles Sortiment, was ich was ich sehr gut finde.“ (Henry, Anwohner im Schillerkiez, 26.10.2013)

SCHAUPLATZ SCHILLERBAR – TATORT DER GENTRIFIZIERUNG?

Die Schillerbar ist eine von den zahllosen Bars in Neukölln, die wie Pilze aus dem Boden sprießen. Sie wirkt wie das erweiterte Wohnzimmer der hippen, internationalen Szene und gehört zum „Imperium“ von drei Jungunternehmern, von denen auch der „Schillerburger“ und die „Schiller-Backstube“

an der Ecke Herrfuhrtstraße/Weisestraße betrieben wird. Die Bar ist im Berliner „Alternativ-Wohnzimmer-Schick“ eingerichtet. Die üblichen Kerzenständer aus alten Weinflaschen gehören ebenso dazu wie große antik wirkende Echtholztische und Weinkisten, die an den bis auf die Grundmauern

„Es ziehen Italiener, Spanier, Australier, Franzosen und so in den Schillerkiez. Die lesen dann auf irgendwelchen Internetblogs in

Sydney, dass man im Schillerkiez gut wohnen kann und wenn man knapp bei Kasse ist in der Vokü essen kann und denen einfach alles Scheiß egal

ist (...) wie z.B. dass die Frau beim Schillerbäcker, nur ihre 6€ auf die Stunde bekommt.“ (Feldtagebuch, 24.10.13)

abgezogenen Wänden hängen. Es will puristisch und ungeordnet wirken und ist doch so „gemacht“. Um uns sitzen ausschließlich „schöne“ Menschen aus allen Teilen Europas. Hauptsächlich wird Spanisch und Englisch gesprochen. Deutsch hört man kaum. Hier scheint man nicht kurz mal einen Kaffee zu trinken und schnell weiterzugehen. Eher ist es ein Ort zum Verweilen, für einen entspannten „Sojamilch-Latte“ mit veganem Kuchen. Ein ca. 45-jähriger Mann, mit dem wir uns in einem linkspolitischen Stadtteil- und Infoladen unterhielten, bringt das mit einem sarkastischen Unterton zum Ausdruck (siehe oben).

Dieser Eindruck bestätigt sich in dem Gespräch mit Annabell, einer Kellnerin aus der

Schillerbar, die zum Publikum in der Bar und zu den Menschen im Kiez sagt:

Annabell: „Diese Menschen, die sich das Leben hier leisten können und die genau das wollen, was man hier halt bekommt. Dieses Alternativeflair. Man hat überall Kneipen, überall Secondhandläden. Also ich finde es passt alles hier. (...)

Und ich frage mich halt, wie viele Berliner hier noch wohnen oder überhaupt gewohnt haben oder ob das nicht halt vor zehn Jahren noch migrantisch geprägt war. Und jetzt ist es irgendwie studentisch und international geprägt, aber was ich hier an Publikum sehe und die Leute die vorbei gehen, da würde ich sagen, das sind halt überwiegend zugezogene Leute.



I: Ja aber wenn man sich die Hermannstraße anschaut...

A: Da bin ich vorgestern noch mit 'nem Freund lang gelaufen und dachte irgendwie: Ey, das ist krass, so diese Spätis und diese ich nenn sie jetzt mal „Türkenläden“ also diese türkischen Supermärkte. Und dann zwischendurch diese immer wieder neugemachten Thailänder, wo dann halt tatsächlich nur junge Leute drin sitzen mit 'nem auf den ersten Blick nicht migrantischen Hintergrund. Und dann hab ich zu meinem Kumpel gesagt: ja, irgendwie ist das zwar von den Ladenlokalen so durchmischt, aber de facto haben wir halt beide gesagt, wir denken nicht, dass sich das trotzdem irgendwie durchmischt. Man geht als deutscher Student zwar in 'nen

türkischen Supermarkt einkaufen, aber de facto hat man auch auf der Hermannstraße wenig untereinander wirklich Kontakt. Und das ist irgendwie krass. Man hat ja so ein Stereotyp von so gentrifizierten Vierteln im Kopf, aber es ist es fühlt sich irgendwie für mich tatsächlich so an.

I: Und warum? Würdest du jetzt sagen, dass sich hier kein Migrant willkommen fühlt?

A: Also willkommen, keine Ahnung. Ich glaube, das läuft halt so unterschwellig ab. Also hier sitzen kaum türkische Familien oder so. Gar nicht.

I: Also das Publikum ist schon sehr homogen?

A: ja schon homogen, homogen westlich. (Annabell, Interview, 9.11.2013)



Kaum eine Hauswand ist im Kiez „clean“. Von „Ferienwohnungen vernichten Wohnraum“ bis „Nichts unterschreiben“ ist graffito-mäßig alles zu finden. Plakate an vielen Wänden warnen vor der Gentrifizierung. Aber wie mit den Ambivalenzen umgehen, dass man einerseits die Sorge der Gentrifizierungs-Gegner teilt – wegen der Verdrängung der Alteingesessenen und finanziell Schlechtergestellten durch Mieterhöhungen, die mit dem Aufwertungsprozess einhergehen, dass man andererseits aber nicht abstreiten kann, es zu genießen, im tollen Ambiente im Café um die Ecke zu frühstücken und abends mehr als eine Eckkneipe für sein Feierabend Bier zur Auswahl zu haben?

Schuldige scheinen oft schnell ausgemacht. Wie die Schillerbar, die 2012 vor ihrer Eröffnung schon mit „Farbattacken“ gegen die Hausfassade kämpfen musste und in einem Bekennerschreiben als „Szene Yuppi Cocktailbar für reiche Weststudentinnen“ beschimpft wird. Oder „die“ Gruppe von westlichen internationalen Studenten oder zahlungskräftige Jungverdiener, die sich mit Beschimpfungen von Alteingesessenen konfrontiert sehen. Und was passiert, wenn die statistischen Zahlen bisher keine drastischen sozialen Veränderungen sichtbar machen, da immer noch 40% der Anwohner „soziale Transferleistungen“ empfangen, aber die „gefühlte Realität“ eine ganz andere ist? Wenn auch unklar bleibt, wie sich die AwohnerInnen mit Migrationshintergrund im Kiez repräsentiert sehen und welche Rolle ihnen zugeschrieben wird?

Wie Annabell feststellt, profitieren offenbar die einen von dem Supermarkt der anderen. Ist das am Ende nicht eher ein „nebeneinanderher leben“? Die Vielfalt jedenfalls, die gesucht wird, wird dann offenbar auch nur einseitig genossen. Und anderen sind persönlicher Kontakt und Wärme im Kiez viel wichtiger als urbaner Flair. Wie für Bea:

„Also mir ist das sehr sehr wichtig, dass ich die Menschen mit Namen kenne, die zu mindestens in meinem Haus wohnen. Das sind ja schon einmal eine ganze Menge Menschen. Mir ist das sehr sehr sehr wichtig. Und wie ich das persönlich handhabe, habe ich schon in der Vergangenheit gemerkt, dass ganz viele andere Menschen das außergewöhnlich finden, dass ich zum Beispiel sagen kann: Hallo Ingo, guten Tag, na wie geht's so? Obwohl ich jetzt diesen Mann, der zwei Stockwerke unter mir wohnt, nicht besonders gut kenne, aber ich handhabe das persönlich so. Und ich habe auch überhaupt keine Berührungsängste mit Nachbarn und frage die um Salz, wenn mir das ausgegangen ist. Ich merke andersherum, dass das wenige Nachbarn bei mir tun.“

I: *Ach wie schön, du nimmst ihn also offensichtlich wahr – das ist ja auch etwas sehr positives und schönes.*

B: *Ja, ich erleb das als etwas sehr schönes. Ich glaube, dass ist einfach was mich so verortet, ne. Dann fühle ich mich nicht so fremd. Die Stadt ist ja sonst so groß und so unbekannt. Und jeden Tag treffe ich 10.000 Menschen. Und 10.000 Menschen, denen ich einmal begegnet bin, denen begegne ich auf keinen Fall nochmal, aber sowas lässt mich halt zuhausiger fühlen, sozusagen. Dadurch das ich Menschen um mich herum kenne, selbst wenn ich nicht soviel mit ihnen zu tun habe.“* (Bea Interview, 19.11.2013)

Bea benötigt dieses Handeln, um ihre Identität zu stärken – auch ihre lokale Verankerung. Ob sie dies nun im Kleingärtnerverein, beim Unterzeichnen einer Petition oder im Wohnhaus erfährt, ist letztlich egal. Es geht ihr wie anderen vor allem um Integration in die städtische Gesellschaft. Und dies führt auch im Schillerkiez dazu, dass Bilder von Heimat und Community eben plötzlich auch in den großen Städten auftauchen.

ALSO ICH?

Also ich! Interessant, denke ich und möchte mich gerne mit den beiden darüber unterhalten. Doch Karin scheint einer eventuellen Unterhaltung nicht besonders freundlich gesonnen, fast schon verärgert meint sie zu mir:

„Da kommt eine weiße Upperclass Frau, zu uns in die Lunte und möchte uns als „eingeborene Indianer“ untersuchen. Wir kämpfen um unsere Existenz und du kommst und möchtest ein Interview mit uns führen.

Und danach verschwindest du wieder zurück in deine heile Welt.“

Eine „weiße Upperclass Frau“ also? Und das, obwohl ich mich doch so gar nicht so „Upperclass“ fühle. Studentin und Forscherin, Vertreterin des Jungvolks: Natürlich trage ich unterschiedliche Rollen in mir. Diese Rollen wähle ich selbst oder sie werden mir durch andere zugeschrieben. Auch in der Lunte wie auch sonst oft „im Feld“ wird also unser „Selbstbild als Wissenschaftler problematisiert;

möglicherweise wird gar die Sinnhaftigkeit seines Tuns in Frage gestellt“ (Lindner, 1981: 59). Als Ethnologin bin ich eine Besucherin im Feld und es ist mein Anliegen Lebenswelten kennenzulernen um diese zu verstehen. Der Dialog mit August und Karin jedoch verunsicherte mich nicht nur an diesem Abend. Doch später im Nachgang wir mir auch klar, dass es „im Feld“ viele Rollen und Wahrheiten gibt und dass auch „Eingeborene“ keineswegs nur immer Recht haben. (Kathrin, Feldtagebuch, 24.10.2013)

SCHAUPLATZ LUNTE – PROTAGONISTEN IM KIEZ?

Die Lunte ist ein linkspolitischer Stadtteiladen in der Weisestraße. Jeden Donnerstag und Freitag wird dort ein günstiges veganes/vegetarisches Abendessen für 2,50 Euro in der „Volxküche“ angeboten. In erster Linie frequentieren Anwohner und Anwohnerinnen des Schillerkieses die Lunte, doch hin und wieder auch Menschen aus anderen Stadtteilen.

Die Lunte ist wie eine Bühne. Und wenn man sie betritt, tut sich ein großer Raum auf, der durch einen Wandtorbogen getrennt ist. Es ist meist kein Platz frei, da alle Sitz- und Stehgelegenheiten restlos belegt sind. Die linke Wand des Raumes ist leuchtend rot und die übrigen drei Wände sind in einem warmen Gelb gestrichen. Programmatische Poster wie „Eat the rich“ oder „NEOLIBERALISMUS – KÄMPFE – WOHNEN IN DER KRISE“ hängen dicht an dicht. Männer und Frauen zwischen Mitte 20 bis 60 Jahren versammeln sich in kleinen Grüppchen. Einige Leute tragen Lederwesten mit Aufnähern wie etwa „Antifa ja!“. Ein Mann trägt Dreadlocks, manche haben bunt gefärbte Haare. Ein

süßlich-salziger Geruch durchzieht die Luft. Ein Schild hängt über einem Tresen und verkündet das aktuelle Tagesessen der „Volxküche“: Gemüsecurry mit Reis und Pflaumen-Tarte.

Ich unterhalte mich mit August und Karin, die sich für das Wohnrecht von Anwohnerinnen einsetzen, die sich selbst höhere Mieten auch nicht leisten können und daher für sich wie andere auch Behördengänge erledigen oder Briefe an Rechtsanwälte verfassen.

Karin, August und Kathrin unterhalten sich in der Lunte über die Auswirkungen des Phänomens Gentrifizierung. Jeder hat seine ganz eigenen Gefühle und Ansichten dazu. Mit glänzenden Augen spricht Karin von früheren Zeiten und scheint sich diese wieder herbei zu wünschen: als der Flughafen noch in Betrieb war, sei alles besser gewesen. Nun müsse sie sich nach einer Wohnung in Marzahn oder Hellersdorf umsehen, da sie sich die Miete für ihre Wohnung im Schillerkiez nicht mehr leisten können.

August sieht sich bedroht durch das „Jungvolk“, vor allem die „Pioniere“, junge Künstlerinnen, Kreative und Studentinnen, die den „Pöbel“, wie er sich selbst bezeichnet,

verdrängen. Er stellt nun fest, dass eine solche Studentin gerade vor ihm sitzt. Er blickt in ihre Richtung, wenn er vom „Jungvolk“ spricht.



APPENDIX: GENTRIFIZIERUNG – WAS IST DAS ÜBERHAUPT?

Der Begriff der Gentrifizierung wird in der sozialwissenschaftlichen Stadtforschung als ein wellenförmiger Prozess des Wandels und der Aufwertung innerstädtischer Wohngebiete betrachtet, der mit wirtschaftlichen und sozialen Veränderungen und Verdrängungen einhergeht. Solche Prozesse verlaufen in ihrer Anfangsphase bis hin zum Endstadium selten konfliktfrei.

Pioniere: meist risikobereite Studenten und Künstler. Ziehen aufgrund der günstigen Mieten und einer als kreativ und multikulturell wahrgenommener urbanen Atmosphäre in Gebiete, deren Bewohner im Allgemeinen einen niedrigen sozioökonomischen Status haben. Damit beginnen sie den

Bezirk „aufzuwerten“. Ihnen folgen weitere Pioniere und schließlich auch Menschen mit höherem Einkommen und Schulbildung sowie Angehörige der Mittelschicht, die von der zunehmenden Aufwertung angezogen werden – die **Gentrierer**. Die sich verstärkende Nachfrage sowie der Wandel des Kiezimages locken schließlich auch Investoren und Spekulanten an, wodurch die Mieten und Immobilienpreise steigen. Der soziale und ökonomische Charakter des Viertels verändert sich damit zunehmend; die ursprüngliche Anwohnerschaft wird nach und nach verdrängt, bis das Wohngebiet sein Bild und seinen sozialen Charakter schließlich vollständig gewandelt hat (Jürgen Friedrichs 2000).

LITERATURVERZEICHNIS

Augé, Marc (1994): Orte und Nicht-Orte. Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit. Frankfurt am Main.

Baier, Andrea, Christa Müller, Karin Werner (2013): Stadt der Commonisten. Neue urbane Räume des Do it yourself. Bielefeld.

Barlösius, Eva (1999): Soziologie des Essens. Eine sozial- und kulturwissenschaftliche Einführung in die Ernährungsforschung. Weinheim/München.

Bauman, Zygmunt (1997): Flaneure, Spieler und Touristen. Essays zu postmodernen Lebensformen. Hamburg.

Beck, Ulrich, Elisabeth Beck-Gernsheim (1994): Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften. Frankfurt am Main.

Bourdieu, Pierre (1987): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Berlin.

Foucault, Michel (1967): Andere Räume. In: Karlheinz Barck (Hg.) (1993): Aisthesis: Wahrnehmung heute oder Perspektiven einer anderen Ästhetik; Essais. 5. durchgesehene Auflage. Leipzig.

Friedrichs, Jürgen (2000): Gentrification. In: Hartmut Häußermann (Hg.): Großstadt. Soziologische Stichworte. Opladen, 57-66.

Gatterer, C. W. Jacob (1782): Abhandlung vom Nutzen und Schaden der Thiere: nebst den vornehmsten Arten dieselben zu fangen und die schädlichen zu vermindern. Von den Vögeln. Band 2. Leipzig.

Goffman, Erving (2001): Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag. München.

Häußermann, Hartmut, Jan Dohnke, Daniel Förste (2008): Trendanalyse der Entwicklung Neukölln und Neukölln-Nord im Vergleich zu Berlin insgesamt und zu anderen Teilgebieten in Berlin. Berlin.

Häußermann, Hartmut, Patrick Hausmann (2011): Entwicklung der Quartiere in Neukölln im Vergleich zu anderen (Teil-)Bereichen der Stadt Berlin in den Jahren 2007 bis 2009. Berlin.

Helfrich, Silke, David Bollier (2012): Commons als transformative Kraft. Zur Einführung. In: Silke Helfrich, Heinrich-Böll-Stiftung (Hg.): Commons. Für eine neue Politik jenseits von Markt und Staat. Bielefeld.

Kevenhörster, Paul (2006): Politikwissenschaft. Ergebnisse und Wirkungen der Politik. Wiesbaden.

Kolland, Dorothea (2012): Werkstatt Stadtkultur: Potentiale kultureller und künstlerischer Vielfalt. Reflexionen und Erfahrungen. Essen.

Lefebvre, Henri (2006): Die Produktion des Raums. In: Jörg Dünne/Stephan Günzel (Hg.): Raumtheorie. Frankfurt am Main, 330-342.

Lindner, Rolf (1981): Die Angst des Forschers vor dem Feld. Überlegungen zur teilnehmenden Beobachtung als Interaktionsprozess. In: Zeitschrift für Volkskunde, 77, 51-66.

Mörth, Ingo, Gerhard Fröhlich (1994): Das symbolische Kapital der Lebensstile. Zur Kultursoziologie der Moderne nach Pierre Bourdieu. Frankfurt am Main.

Naumann, Friedrich (1897): Vor Berlin. Auf dem Tempelhofer Feld. In: Die Hilfe, 3/19, 7.

Ostrom, Elinor (1999): Die Verfassung der Allmende: jenseits von Staat und Markt. Tübingen.

Piechocki, Reinhard (2010): Landschaft, Heimat, Wildnis. Schutz der Natur – aber welcher und warum? München.

Schetsche, Michael (1996): Die Karriere sozialer Probleme. Oldenbourg.

Schmoll, Friedemann (2001): Kulinarische Moral, Vogelliebe und Naturbewahrung. Zur kulturellen Organisation von Naturbeziehungen in der Moderne. In: Rolf Wilhelm Brednich, Annette Schneider, Ute Werner (Hg.): Natur – Kultur. Volkskundliche Perspektiven auf Mensch und Umwelt. Münster et al., 213-227.

Schmoll, Friedemann (2004): Erinnerung an die Natur. Die Geschichte des Naturschutzes im deutschen Kaiserreich. Frankfurt am Main.

Schroer, Markus (2005): Räume, Orte, Grenzen. Auf dem Weg zu einer Soziologie des Raums. Frankfurt am Main.

Song, Gin-Young (2012): Kimichi, Geschmack und Migration. Zur Nahrungskultur von Koreanern in Deutschland. Tübingen.

Tolksdorf, Ulrich (2001): Nahrungsforschung. In: Rolf W. Brednich (Hg.): Grundriss der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie. Berlin, 239-254.

Wierlacher, Alois (1993): Einleitung. Zur Begründung einer interdisziplinären Kulturwissenschaft des Essens. In: Alois Wierlacher et al. (Hg.): Kulturthema Essen. Ansichten und Problemfelder. Berlin, 1-21.

INTERNETQUELLEN

Berliner Morgenpost (12.09.2013): Tempelhofer Feld - Wohnen ab sechs Euro pro Quadratmeter, URL: <http://www.morgenpost.de/berlinaktuell/article119950493/Tempelhofer-Feld-Wohnen-ab-sechs-Euro-pro-Quadratmeter.html> (Zugriff: 12.03.2014).

Berliner Morgenpost (29.01.2014): Warum die Berliner gegen die Tempelhof-Bebauung sind, URL: http://www.newsxs.com/de/go/4641036/Berliner_Morgenpost_Nachrichten/ (Zugriff: 12.03.2014).

Heidenreich, Elisa (2014): Volksbegehren machst du nur einmal im Leben. URL: <http://www.neukoellner.net/macht-marchen/volksbegehren-machst-du-nur-einmal-im-leben/> (Zugriff: 11.03.2014).

Mallien, Lara (2013): Die Regeln des Ungeregelten. URL: <http://www.oya-online.de/article/issue/22-2013.html> (Zugriff: 27.01.2014).

Neuköllner.net (13.01.2014): „Volksbegehren macht man nur einmal im Leben“, URL: <http://www.neukoellner.net/macht-marchen/volksbegehren-machst-du-nur-einmal-im-leben/> (Zugriff 12.03.2014)

Offizielle Webseite Felix Herzog: <http://felixherzog.de/> (Zugriff: 12.03.2014)

Senatsverwaltung für Stadtentwicklung, Quartiersmanagement Schillerpromenade (2013): Integriertes Handlungs- und Entwicklungskonzept 2013-2015. URL: http://www.schillerpromenade-quartier.de/fileadmin/content-media/media/kiez_aktiv/sen/Downloads/Handlungskonzept_2013-2015.pdf (Zugriff: 14.10.2013).

tageszeitung (10.01.2014): Das Feld ist pures Gold, URL: <http://www.taz.de/1/archiv/digitaz/artikel/?ressort=bl&dig=2014/01/13/a0121&cHash=9b8c1ceee8e93ac18f28b76501714198> (Zugriff: 12.03.2014).

Topos Stadtforschung (2011): Sozialstrukturentwicklung in Nord-Neukölln. URL: http://opus.kobv.de/zb/volltexte/2012/13026/pdf/NNK_TOPOS_End.pdf (Zugriff: 19.04.2013).

A long, straight road stretching into the distance under a clear sky. The road is paved and has a yellow arrow pointing forward on the surface. The road is flanked by a dark, textured surface, possibly a shoulder or a different type of pavement. The sky is a uniform, light blue color.

„Kein größerer Gegensatz ist denkbar, als aus Berlin aufs Tempelhofer Feld zu kommen. Da ist Steppe mitten in der Kulturwelt und auf dieser Steppe ein Steppenleben, sobald die Sonne scheint. Nirgends in Deutschland bietet sich ein ähnlicher Anblick.“

Friedrich Naumann, 1897